

10 Romane

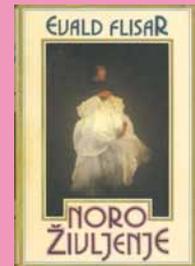
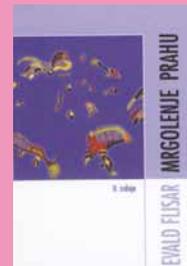
von Evald Flisar

Sloveniens Bestseller-Autor
und international gespielter Dramatiker

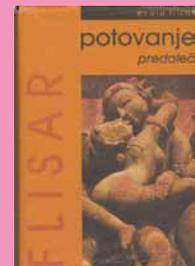
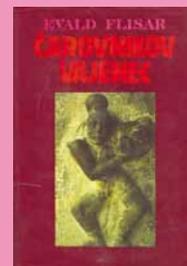
Die Träume meines Vaters
Drei Lieben, ein Tod



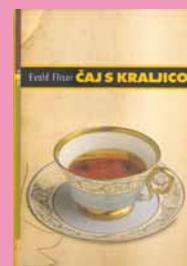
Das Wirbeln des Staubs
Nächte mit nackter Maja



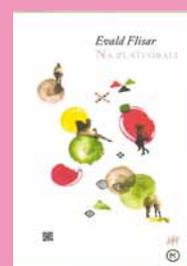
Der Zauberlehrling
Reise zu weit



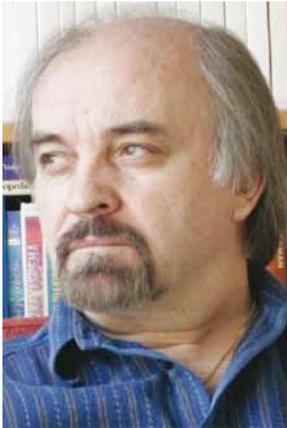
Tee mit der Königin
Der Beobachter



An der Goldküste
Alice im Irrenland



Der Autor



EVALD FLISAR (1945, Slowenien). Romanautor, Verfasser von Kurzgeschichten, Dramatiker, Essayist, Redakteur. Studierte Vergleichende Literaturwissenschaft in Ljubljana, Englische Literatur in London, Psychologie in Australien. Globetrotter (bereiste mehr als 80 Länder), U-Bahn-Fahrer in Sydney, Australien, Herausgeber (unter anderem)

einer Enzyklopädie der Wissenschaft und Erfindungen in London, Autor von Kurzgeschichten und Hörspielen für die BBC, Präsident des Slowenischen Schriftstellerverbandes (1995–2002), seit 1998 Herausgeber der ältesten slowenischen Literaturzeitschrift *Sodobnost* (Literatur der Gegenwart). Autor von zehn Romanen (fünf davon nominiert für den *Kresnik*, den slowenischen „Booker“-Preis), zwei Kurzgeschichtenbände, drei Reiseberichte (die als die besten in der slowenischen Reiseliteratur gelten), zwei Bücher für Kinder und Jugendliche (nominiert für den Preis für das beste Kinderbuch) und dreizehn Bühnenstücke (sechs davon nominiert für den Preis für das beste Stück des Jahres, zweimal wurde der Preis verliehen). Gewinner des Preises der Prešeren-Stiftung, der höchsten staatlichen Auszeichnung für Prosa und Drama. Verschiedene Werke, vor allem Kurzgeschichten und Theaterstücke, wurden in 31 Sprachen übersetzt, unter anderem in Hindi, Bengali, Malayisch, Nepali, Indonesisch, Türkisch, Griechisch, Japanisch etc. Theaterstücke werden regelmäßig im Ausland aufgeführt; in dieser Saison (2010–2011) in Österreich, Ägypten, Indien, Indonesien, Japan. Teilnahme an literarischen Lesungen und Festivals auf allen Kontinenten. Lebte 20 Jahre im Ausland (drei Jahre in Australien, 17 Jahre in London), wohnt seit 1990 in Ljubljana, Slowenien.

Übersetzungsstipendien

Die Slowenische Buchagentur (JAK, Tržaška 2, 1000 Ljubljana, Slowenien) bietet jährliche Stipendien von bis zu 4000 EUR für Übersetzer slowenischer Belletristik, Drama und Poesie an. Genauere Informationen sind unter skg@guest.arnes.si erhältlich.

Europäische Verlage können beim EACEA - Programm „Kultur“ (http://ec.europa.eu/culture/index_en.htm) finanzielle Unterstützung für Übersetzungen in europäische Sprachen beantragen.

Die Trubar-Stiftung

Die Trubar-Stiftung (Slovene Writers' Association, Tomšičeva 12, 1000 Ljubljana, Slowenien) gewährt ausländischen Verlegern slowenischer Literatur in Übersetzung Unterstützung. Die Stiftung trägt bis zu 50% der Druckkosten bei. Genauere Informationen sind unter skg@guest.arnes.si erhältlich.

Veröffentlicht von Texture Press, Norman, Oklahoma, U. S. A. (texturepress@beyondutopia.com) und Vodnikova založba (DSKG), Ljubljana, Slowenien (skg@guest.arnes.si). Teilweise finanziert von der Slowenischen Buchagentur (Tržaška 2, 1000 Ljubljana, Slowenien).

Übersetzt von Ann Catrin Apstein-Müller.
Design Janez Turk.

TRANSLATION RIGHTS

Sandra B Naylor, European Literary Agency

e: sandra@europeanliteraryagency.co.uk

w: www.europeanliteraryagency.co.uk

a: 18 Codrington Road, Bristol, BS7 8ET, United Kingdom

Eine Geschichte von missbrauchter Unschuld

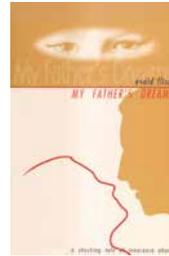
Evald Flisar

Die Träume meines Vaters



DIE TRÄUME MEINES VATERS (Originaltitel *Velika žival samote*, *Das große Tier der Einsamkeit*) wird von einigen slowenischen Kritikern als einer von Flisars besten Romanen angesehen. Diese „Geschichte von missbrauchter Unschuld“, so die Worte eines Kritikers, „eine wirkungsvolle Mischung aus Tragödie, Perversion und rückwirkendem Selbstbewusstsein“,

kann als eine außergewöhnliche Kriminalgeschichte gelesen werden, als psychologische Horrorgeschichte, eine traumartige Moralfabel oder als ein düsterer und ironischer Bericht über den Glauben eines Mannes, seine Persönlichkeit und seine Taten seien zwei verschiedene Dinge. Darüber hinaus jedoch kann er auch als die Geschichte eines Jungen gelesen werden, der auf die grausamste Weise, die man sich vorstellen kann, seiner Kindheit beraubt wurde: indem ihm sein Vater (in dem verzweifeltsten Versuch, seine gesellschaftliche Stellung zu wahren und das Ansehen der Gemeinschaft zu behalten) erzählt, dass vieles, was er sieht und hört, nichts anderes ist als ein Traum. Die Kritiker sind sich einig, dass der Leser ein beinahe voyeuristisches Vergnügen daraus zieht, den „Träumen“ des vierzehnjährigen Adam auf seinem Weg in Untergang und Erlösung zu folgen. In den Worten eines von ihnen sind Flisars Beschreibungen „luxuriös sinnlich, poetisch, morbid, prophetisch, archetypisch, erotisch, höllisch, himmlisch ...“ Diese archetypische Geschichte über Gut und Böse und unsere natürliche Neigung, uns zu Letzterem hingezogen zu fühlen, hat die Macht eines Mythos; sie erzählt eine wichtige Wahrheit, ohne besonders darauf aufmerksam zu machen. (200 Seiten)



Mit meisterhaften Zügen webt Flisar die Episoden seiner Geschichte einem exzentrischen umgekehrten Bildungsroman ein, führt die Handlung von einem mentalen oder emotionalen Zustand in den anderen, und löst alles mit einer Traumvision auf ... *Die Träume meines Vaters* ist dadurch eine faszinierend vielschichtige Geschichte, die mit ihren vielen Bedeutungen verschiedene Themen erforscht und sie mit ungewöhnlicher Stille und vielsagenden Exkursen auflöst ...
Igor Bratož, DELO (Literaturbeilage)

Das Vergnügen des Lesers ist beinahe voyeuristisch, und es ist schwer, das Buch beiseite zu legen, es ist unberechenbar bis zur letzten Seite ... Es zu lesen ist, als sehe man in einen Spiegel, in dem man neben Adam, Eva, Mutter und Vater bald auch das eigene Gesicht entdeckt ...
Metka Peserl, VECER (Literaturbeilage)

Ich kann mich nicht erinnern, dass in den letzten fünf Jahrhunderten der slowenischen Literaturgeschichte irgendjemand Träume in solch schockierender Form wie Flisar in seinem Roman „verinnerlicht“ und in das Bewusstsein des Lesers gezwungen hat ... Jeder, der das Buch mit der nötigen Aufmerksamkeit liest, sich auf seine Essenz konzentriert, wird tief beunruhigt, beinahe benommen sein ...
Jože Horvat, SODOBNOST (führende Literaturzeitschrift)

Das Wesentliche der Geschichte in diesem Roman funktioniert durch Verschmelzung von Erwartungen, die auf beinahe allen verfügbaren Quellen basieren. Vielleicht schwanken die allergrundlegendsten Modi der Geschichte zwischen Blasphemie, Rebellion und Introspektion. Wenn Flisar den Leser dazu bringen kann, innerhalb weniger Sätze von Rabelais'schem Gelächter zum Ekel über eine irrationale Autorität zu neuen Interpretationen der Erkenntnistheorie zu wechseln, hat er etwas geschafft, was viele Zweige der Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts versucht haben, oft erfolglos.
Karl Young, Einleitung, amerikanische Ausgabe

Die Träume meines Vaters misshandelt die Psyche genau so, wie die Figuren misshandelt werden. Diese Misshandlung findet über das eigene Vertrauen, durch die aggressive Verteidigung der eigenen Unschuld (oder Unwissenheit) statt ...
Susan Smith Nash, Vorwort, amerikanische Ausgabe

Velika žival samote / Die Träume meines Vaters

(Auszug)

Hätte ich ihm gestanden, dass ich in den Keller gehe, wäre es schwer gewesen, etwas noch Schlimmeres zu verschweigen: dass ich ihn oft bei der Arbeit in der Praxis beobachtete. Die Poliklinik befand sich in einem sehr alten Gebäude, das an allen Ecken und Enden voller Risse und Spalten war. Sogar mein Vater sagte des Öfteren, dass er eines Tages nicht nach Hause kommen würde, weil ihm das Gebäude über dem Kopf zusammengebrochen war. Eine dieser Spalten hatte ich zufällig vor Jahren entdeckt, als ich im Dachgeschoss der Poliklinik herumgestöbert hatte, wohin ich über die Feuerleiter und durch eine Metallklappe in der Wand gelangt war. Zwischen der Wand des Kamins und der Holzdecke klaffte ein so breiter Riss, dass ich durch ihn direkt in das Zimmer sehen konnte, in dem mein Vater die Patienten untersuchte. Seitdem ging ich sehr häufig ins Dachgeschoss; manchmal schwänzte ich sogar die Schule, weil ich mich lieber auf direkterem Wege mit Biologie und Anatomie vertraut machte.

Der Spalt war zwar zu klein, als dass ich den ganzen Raum hätte sehen können, aber die Liege, auf der mein Vater die Untersuchungen vornahm, war dicht darunter, an der Kaminwand. Ein wenig weiter vorne, nahe der Tür, konnte ich auch einen Teil des Tisches sehen, an dem die Sprechstundenhilfe saß. Darauf befanden sich Stapel von Akten und Berge von Medikamenten in Schächtelchen, Fläschchen und Eteis, und verschiedene Salben und Desinfektionsmittel; alles zusammen ein furchtbares Durcheinander, denn Schwester Marija hatte keinen Sinn für Ordnung. Manchmal musste sie fünf Minuten lang die Akten umstapeln, bevor sie endlich die richtige hervorgewählt hatte, und mein Vater begleitete ihre Aktion mit zynischen Bemerkungen, schon etwas müde davon, sie unaufhörlich wiederholen zu müssen.

Gewöhnlich sprach mein Vater, nicht nur, weil Schwester Marija eher wortkarg war, sondern deshalb, weil er die Patienten über ihre Symptome,

Gewohnheiten und Laster ausfragte, dann erteilte er ihnen ziemlich ungeduldig und nicht selten von oben herab Ratschläge oder schimpfte mit ihnen, weil sie sich nicht an seine Ratschläge gehalten hatten. Er konnte aber auch sehr freundlich sein, und manchmal erklärte er einer schwerhörigen alten Frau etwas dreimal, ohne ungeduldig zu werden; dann fühlte ich am stärksten, wie gut mein Vater in Wahrheit war und dass seine Schrullen, die meine Mutter so sehr störten, nur ein Bestandteil seines Charakters waren; ein Mensch mit seinen Fähigkeiten kann eben nicht so einfach sein wie die Normalsterblichen.

Dass mein Vater ein genialer Arzt war, konnte ich anhand manches Falls beurteilen, mit dem er in der Praxis konfrontiert wurde. Einmal kam ein Bauer aus einem der nahe gelegenen Dörfer zu ihm und beschrieb detailliert, wie ihm manchmal furchtbar schwindlig wurde und sein Herz dabei laut und schnell schlug; seine Frau prophezeite ihm einen Infarkt und sein ansonsten entfremdeter Sohn interessierte sich unerwartet dafür, wie groß sein Besitz eigentlich sei. Mein Vater stellte schnell fest, dass diese Anfälle „supraventrikuläre Tachykardien“ waren, die zu „ventrikulären Fibrillationen“ führen konnten, wofür er immer ein Gerät namens Defibrillator zur Hand haben müsste; die Poliklinik habe zwar einen, aber den könne er ihm nicht mitgeben. Die langfristige Lösung sei das Einsetzen eines Schrittmachers, bis dahin solle er bei Anfällen an den nächstbesten elektrischen Draht fassen, was ihn zwar heftig durchschütteln werde, aber es werde sein wild gewordenes Herz beruhigen und ihn am Leben erhalten. In der Woche darauf aßen wir zu Hause schon ein Spanferkel, das der dankbare Bauer persönlich abgeliefert hatte.

Durch den Spalt in der Decke sah ich so viele ungewöhnliche Dinge, dass mich schließlich nichts davon mehr sonderlich aufregte. Ich sah gynäkologische Untersuchungen, bei denen mein Vater durch ein fernglasähnliches Rohr in das Innere der weiblichen Organe sah; ich sah gebrochene Arme und Beine und Hüften und zertrümmerte Kiefer; ich sah Krätze und Gangrän und die Geburten von Kindern, bei denen mein Vater sehr gerne half, obwohl Schwester Marija auch eine ausgebildete Hebamme war; ich sah Kinder mit Mumps, Windpocken und Pickeln am Hintern; ich sah, wie Menschen bei gewöhnlichen Injektionen ohnmächtig wurden und über eine Stunde nicht zu Bewusstsein zu bringen waren; ich sah Wunden, aus

denen das Blut nur so spritzte. Ich sah Nägel in Köpfen und durchgeschnittene Hälse, und Irre, die lauthals kreischten, und Kinder, die von ihren Eltern blutig geprügelt worden waren.

Ich sah Leute, am häufigsten Zigeuner aus den nahe gelegenen Siedlungen, die regelmäßig nur für Medizin kamen, obwohl sie keine Anzeichen einer Krankheit hatten; sie verlangten Aspirin, Antibiotika, Salben aller Art gegen alles, was man sich vorstellen kann; einer wollte sogar ein Stethoskop, um den Herzschlag seiner Frau und seiner Kinder abhören zu können. Mein Vater wies einige zurecht und jagte sie fort, mit anderen scherzte er, mit wieder anderen setzte er sich hin und hielt ein vernünftiges Gespräch, die, einmal die Woche kamen und jedesmal mit einer anderen Krankheit, schockierte er gerne mit der Aussage, sie hätten nur noch zwei Tage zu leben und er könne ihnen leider nicht helfen; diese kamen gewöhnlich nicht wieder.

Nach einiger Zeit begannen die Dinge sich zu wiederholen, der Geruch nach Blut und Krankheit stieß mich immer mehr ab. Manchmal schlief ich ein, während ich durch den Spalt linste, vor allem im Sommer, wenn sich die Luft unter dem heißen Dach unerträglich aufheizte. Momentlang war ich direkt benommen und häufig schien es mir, als träumte ich die Vorgänge in der Praxis; manchmal weckte mich ein unerwartetes Geräusch halb auf und ich blieb zwischen Schlaf und Wachen hängen. Als ich begann, intensiv von meinem Vater und Eva zu träumen, und die Grenze zwischen der inneren und der äußeren Welt immer mehr verwischte, steigerte sich das sogar, und oft schien es mir, als träume ich sogar davon, auf dem Dachboden zu hocken.

Ich hatte zwar geahnt, dass mein Vater und Eva auch in meinen Träumen in der Praxis auftauchen würden, ich hatte aber nicht erwartet, dass das schon am dritten Tag geschehen würde, nachdem ich Abortus mein Tagebuch anvertraut hatte.

Schwester Marija ging ins Wartezimmer, um den nächsten Patienten zu holen, kam aber allein zurück und sagte: „Eva ist gekommen.“

Mein Vater zuckte zusammen und sein Blick schweifte ungeduldig zur Tür hin. „Aber nicht jetzt. Sagen Sie ihr, sie soll bis zum Ende warten. Ich habe ihr gesagt, sie soll um zwei kommen.“ Und er sah schnell auf seine Armbanduhr. „Nur noch zehn Minuten. Sie soll warten.“

Schwester Marija drehte sich dienstbeflissen um, um die Nachricht zu überbringen, doch im gleichen Moment trat Eva schon ins Sprechzimmer. Eigentlich schwamm

sie mehr hinein als dass sie eintrat, sonnenverbrannt, in Ledersandalen, einem sehr kurzen Rock und einem Hemdchen, das den Nabel freiließ. Ihre blonden Locken sahen zerdrückt und ungekämmt aus.

„Wir haben ausgemacht, dass du um zwei kommst“, sagte mein Vater und versuchte streng zu klingen, wie ein Arzt.

„Es ist doch fast zwei“, antwortete Eva versonnen, „ich kann nicht mehr warten.“

Schwester Marija ging zu ihrem Tisch und begann sich mit den Papieren und Akten zu beschäftigen.

„Hör zu“, mein Vater stand auf und ging ein paar Schritte durch das Sprechzimmer. „Du bist nicht bei mir angemeldet. Ich tue deinem Großvater einen Gefallen. Deshalb musst du dann kommen, wenn ich mit meinen Patienten fertig bin. Am Ende der Arbeitszeit.“

Er blieb vor ihr stehen und mir schien, als bewege er den Kopf bedeutungsvoll in Schwester Marijas Richtung.

„Ich kann nicht mehr warten“, Eva ließ sich nicht vertreiben.

„Schwester“, sagte mein Vater ergeben, „sagen Sie Mihevc, er soll ein wenig warten, und gehen Sie in die Apotheke und bereiten Sie diese Warzensalbe zu, die ich ihm schon letztes Mal versprochen habe.“

Schwester Marija legte die Akte hin, die sie ohne ersichtlichen Grund durchgesehen hatte, und richtete sich auf. „Das wird dauern, Herr Doktor“, sagte sie, „diese Salbe hat zehn Bestandteile.“

„Na“, entgegnete mein Vater, „dann sagen Sie Mihevc eben, er soll nicht ungeduldig werden, anderenfalls muss er noch mal kommen.“ Und er hob den Kopf und sah sie an, von Kopf bis Fuß Autorität.

Schwester Marija, die wohl noch widersprechen wollte, schmolz zusammen wie Butter in der Sonne. Sobald sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, wandte sich mein Vater Eva zu und sagte: „Hatten wir nicht ausgemacht –“

„Ich kann nicht mehr!“, unterbrach sie ihn. „Mach schon, sonst schreie ich.“

Mein Vater schwieg und sah sie an. Dann ging er zur Tür und drehte den Schlüssel um. Mit der rechten Hand fasste er Eva um die Hüften und setzte sie, leicht wie eine Feder, auf die Untersuchungsliege. Aus ihrem Mund blubberte ein zufriedenes Lachen und sie baumelte mit den Beinen; eine Sandale glitt ihr vom Fuß und fiel zu Boden. Mein Vater verschwand für einige Augenblicke aus meinem Blickfeld; in der

Zeit sah ich Evas verbrannte Beine und ihre dunkelbraunen Schultern, in deren Mitte ihr heller verstrubelter Kopf saß wie eine Herausforderung und ein Hilferuf zugleich.

Als mein Vater in die Hälfte des Raumes zurückkehrte, die meinem Auge durch den Spalt zugänglich war, hielt er eine Spritze mit einer langen Nadel in der Hand. Ich dachte, Eva würde erschrecken, aber sie streckte bereitwillig den linken Arm aus und neigte den Kopf zurück. Ich sah, dass sie die Augen geschlossen hatte, das Gesicht jedoch war zu einem Ausdruck des Wohlbehagens verzogen, als erwarte sie etwas Angenehmes. Mein Vater suchte mit einer geübten Bewegung eine Ader und stach die Nadel ohne Zögern hinein; als er langsam die farblose Medizin in Evas Blutkreislauf drückte, entfuhr ihr ein tiefer Seufzer der Erleichterung, der sich bald darauf wiederholte. Mein Vater warf die leere Spritze in den Abfalleimer und fasste sich an den Kopf.

„Was mache ich da?“, sagte er zu sich selbst. „Was mache ich da?“

Eva sprang von der Untersuchungsliege und fiel vor ihm auf die Knie. „Aber du tust das doch nicht umsonst“, sagte sie.

Sie knöpfte ihm die Hose auf und langte mit der linken Hand hinein. Sie zog sein schlaffes Glied heraus und legte es sich in den Mund. Das sah ich zum ersten Mal in meinem Leben; ich hatte noch nicht einmal an die Möglichkeit gedacht, dass man vielleicht auch so etwas machen könnte. Jetzt wusste ich sogar im Traum ganz klar, dass ich träumte. Mein Vater hob den Kopf und verzog das Gesicht, als erlebe er etwas Schmerzvolles.

Er sah an die Decke und mich überkam das Gefühl, er starre durch den Spalt genau auf mich. „Hilf mir“, hauchte er. „Du, der du über mir bist, wenn du wirklich dort bist, hilf mir.“

Evald Flisar

Drei Lieben, ein Tod



DREI LIEBEN, EIN TOD (Originaltitel *Ljubezni tri in ena smrt*, 2001 für den Kresnik, den slowenischen „Booker“-Preis, nominiert) ist ein Roman über eine slowenische Familie der Mittelschicht, die von der Stadt aufs Land zieht, um den Exzessen des neu eingeführten Kapitalismus zu entfliehen. Doch ihr Rückzug erweist sich als erfolglos, denn die „schöne neue

Welt der Suche nach der Nummer eins“ verfolgt sie bis in ihr abgelegenes Dorf, wo sie, in einem Gartenschuppen, ein äußerst ungewöhnliches Utensil finden, dessen Zweck zu dem Großen Rätsel wird, zur Sphinx, die ihr Leben für immer verändert. Mit seinem trockenen Humor erforscht dieser düstere und doch amüsante Roman unsere innere Landschaft, die auf mysteriöse Weise unvorhersehbar bleibt, ungeachtet der Natur der Gesellschaft, in der wir leben. Die Geschichte wird von dem jüngeren der beiden Söhne erzählt, dem im Nachhinein klar wird, dass das Rätsel in Wirklichkeit ihre eigene Projektion war, eine Manifestation ihrer Unfähigkeit, mit den historischen Veränderungen fertig zu werden, die ihr Leben vereinahmt haben. Andererseits hatte das Rätsel viel mit dem lange verschollenen Onkel Jaroslav Schwejk zu tun, einer komischen Figur, die plötzlich aus dem Nichts auftaucht und, mit den besten Absichten, die Familie an den Rand des Wahnsinns treibt. (200 Seiten)

Sehr pythonesk, sehr witzig! Flisar hat die Beziehungen innerhalb dieser Mehrgenerationenfamilie meisterhaft im Griff. Die Geschichte entwickelt sich wie in einem Boxring, jeder neue Schlag führt zu einer anderen Wendung. Deshalb ist der Roman nicht nur filmisch, sondern auch dramatisch. Der Autor stellt seine unterhaltsam gestimmte Groteske mit außergewöhnlicher Ökonomie dar, verwendet nur ein Minimum an Stilmitteln, verlässt sich stattdessen auf einen bitteren Unterton und gleichzeitig auf einen beinahe freudigen Zynismus ...

Igor Bratož, *DELO*

Drei Lieben, ein Tod, beinahe eine menippeische Satire, gehört in das Reich der ernsthaft witzigen Literatur. Gegenstand des Autors ist eine scheinbar stabile und eng verbundene Mittelschichtfamilie an der Schwelle zum einundzwanzigsten Jahrhundert. In Wirklichkeit besteht die Familie aus Individuen, die aus Gewohnheit oder aus Angst, sich selbst überlassen zu sein, Nähe vortäuschen ... Der Roman ist eine effektive Mischung erstaunlicher, oft bizarrer Erfindungen, die mich ständig kichern ließen und mich mit Bewunderung für die Einbildungskraft des Autors erfüllten ...

Darja Pavlič, *SODOBNOST*

Wenn *Das Wirbeln des Staubs* eine Geschichte über die Disintegration archaischer Familienbande erzählt und *Meines Vaters Träume* vom erschreckenden Zusammenbruch einer Familie, erregt der dritte von Flisars „Familienromanen“ nur irres Gelächter über die Situation, in der der Familie (die die Welt in ihrer Gesamtheit vertritt) nicht mehr zu helfen ist. Dies ist wahrscheinlich die härteste Kritik an der heutigen Zivilisation, die in Flisars Prosa zu finden ist. Das Buch ist hochgradig ironisch, beinahe spöttisch geschrieben, wodurch es so glatt fließend, verführerisch und unterhaltsam zu lesen ist ...

Jože Horvat, *SODOBNOST*

Ljubezni tri in ena smrt / Drei Lieben, ein Tod

(Auszug)

Wenn ich über das Schicksal meines Onkels Jaroslav Schwejk nachdenke, kann ich mich eines Gefühls der Traurigkeit kaum erwehren. Nicht weil der Onkel schon von Geburt an das Lieblingsspielzeug des Großen Kosmischen Witzbolds war, sondern wegen der Umstände, die ihm nicht erlaubten, den, wie er zu sagen pflegte, „lüsternen Händen der Geschichte“ auszuweichen. Seine Ziele waren Frieden, Liebe und eine geduldige Freundlichkeit allen Lebewesen gegenüber – all das, dessen uns die Geschichte für gewöhnlich beraubt. „Käme die Geschichte auf mich zugefahren, ich würde sie zwingen, in den Straßengraben zu fahren“, war seine übliche (und prophetische!) Antwort auf die spöttischen Nachfragen von Kollegen, wann er denn den Wunsch seiner Mutter erfüllen und eine „historische Persönlichkeit“ werden wolle.

Als städtischer Busfahrer hatte er natürlich nicht die allerbesten Möglichkeiten dazu; er hätte in die Politik gehen müssen, in die ihm auch seine Mutter, meine Oma, die ganze Zeit den Weg geebnet hatte. Er aber wies beharrlich all ihre Bemühungen zurück, ihn vom Fahrersitz des Busses auf einen Sitz im Parlament umzusiedeln. „Das ist nichts für mich, die Politik“, sagte er ihr einmal im Jahr um Weihnachten herum. „Hast du vergessen, was Lenin gesagt hat?“, wies sie ihn jedesmal zurecht. „Die Welt ist aufgeteilt in die, die etwas tun, und die, denen es angetan wird!“

Jaroslav Schwejk hatte sich mehr oder weniger zufällig in den Zweigen unseres Familienstammbaums verfangen, dank einer Indiskretion meiner Oma bei ihrem Prag-Besuch. Das an sich war noch nicht skandalös, aber der Ausflug, den die Frauensektion des Sozialistischen Bundes organisiert hatte, dauerte nur zwei Tage! Obendrein war meine Oma verheiratet, und außerdem Mutter eines dreijährigen Jungen, der später mein Vater wurde. Aber es war die Zeit der Hippies und der freien Liebe, deshalb regte sich niemand allzu sehr darüber auf, außer meinem Opa natürlich. Aber

auch ihn stellte meine Oma mit weiß Gott welchen Drohungen schließlich ruhig.

Sobald sie feststellte, dass aus ihrem ersten Kind nichts Besonderes werden würde, lud sie ihren Traum vom Erfolg dem „tschechischen Bastard“ auf, wie mein Opa seinen zweiten Sohn bis zu seinem Tod nannte. Onkel Schwejk stellte bald fest, dass er die ihm auferlegte Last nur auf eine Weise ertragen konnte – indem er sich bemühte, „gewöhnlich, ganz gewöhnlich“ zu bleiben. Das war aber nicht gerade einfach. Die Tatsache, dass er den Nachnamen einer der berühmtesten literarischen Figuren des zwanzigsten Jahrhunderts tragen musste, war dabei alles andere als hilfreich. Um die Sache noch schlimmer zu machen, hatte ihm seine Mutter, meine Oma, den Vornamen von Schwejks Autor verpasst! (Und das in der Hoffnung, sie würde ihm damit den Weg zur „historischen Persönlichkeit“ erleichtern!)

Weil ein Unglück niemals allein kommt, wurde er dabei auch noch von so viel Pech begleitet, dass er nicht einen Schritt machen konnte, der nicht der erste Schritt auf dem Weg zu einer größeren oder kleineren Katastrophe gewesen wäre – ein Beweis, behaupteten einige in unserer Familie, dass sich Gott am liebsten an denen auslässt, die sich am meisten bemühen, nach seinen Regeln zu leben.

Onkel Schwejk verstand nicht, warum man sich in seiner Familie so sehr über Dinge aufregte, in denen er selbst nichts anderes sah als „das Auf und Ab im Leben eines normalen Menschen“. Alles, was seinen Weg kreuzte, war eben „eines von diesen Dingen“, wie er selbst bei den schockierendsten Ereignissen nur müde abzuwinken pflegte. Seine Fähigkeit, inmitten der furchtbarsten Katastrophe ruhig zu bleiben, verblüffte die meisten Leute, die deren Zeuge waren. Als er einmal aus dem Auto ausstieg und die Tür in genau dem Moment öffnete, als ein Lastwagen vorbeifuhr, der die Tür mitnahm und noch fünfhundert Meter die Straße entlang scheppernd mitschleifte, war Onkel Schwejk am meisten um die Sicherheit des Fahrers besorgt.

„Sind Sie sicher, dass Sie in Ordnung sind?“, fragte er ihn mindestens zehnmal. Er hätte die Frage noch zehnmal wiederholt, wenn der Lastwagenfahrer nicht eine Wutanfall bekommen und Schwejk direkt ins Gesicht geschlagen hätte. „Er hatte alles Recht, das zu tun“, erklärte dieser die Sache den Polizisten, die wissen wollten, ob er den Angreifer anzeigen würde.

Viele seiner Missgeschicke wurden beliebte Gesprächsthemen in Wirtshäusern und am Arbeitsplatz. Kein

Wunder, dass man ihm bald Auftritte in populären Fernsehshows anbot. Er nahm die Einladungen als etwas Selbstverständliches an, aber im Allgemeinen enttäuschte er die Menschen. Nicht nur, dass er den spöttischen Ton der Moderatoren nicht wahrnahm (geschweige denn, dass er darauf reagierte) und so die Zuschauer um ihr erwartetes Vergnügen brachte – er war überhaupt nicht bereit zuzugeben, dass er wegen der langen Liste an Kalamitäten, die sie ihm aufzählten, irgendwie anders geworden war!

Seine Antwort war in jeder Show dieselbe: „Wir wurden auf die Welt geschickt, um uns in Geduld und Gelassenheit zu üben. So werden wir auf das Folgende vorbereitet, das nicht so freundlich zu uns sein wird wie das, was wir bei jeder Gelegenheit zu verteuflern versuchen.“

Jedesmal versuchten die Moderatoren aufs Neue, ihn mit den berüchtigtsten Beispielen seiner Ungeschicklichkeit zu konfrontieren: Wie es ihm an einem einzigen Tag gelungen war, sich erstens beim Aufheben eines Bleistifts vom Boden das Kreuz zu verrenken, zweitens im Bad den Boiler zum Explodieren zu bringen, weil er bei der Reparatur zwei Kabel falsch verbunden hatte, und drittens zu vergessen, das Wasser abzudrehen, und nicht nur seine, sondern auch die drei Wohnungen darunter zu überschwemmen.

Und wie schafft er es bloß, als städtischer Busfahrer an einem Tag mehr Fahrgäste mit zu schnell schließenden Türen zu erwischen als andere Fahrer in einem ganzen Jahr? Ganz zu schweigen von dem Schiffchen, das er mühsam über Jahre hinweg in einem Fläschchen zusammengebaut hatte, bis es zu einer Sülze zusammenschmolz, weil er das Fläschchen versehentlich mit Säure gefüllt hatte. Und wenn wir schon dabei sind, hat er vielleicht vergessen, wie oft es ihn beinahe bis an die Decke geschleudert hat, weil er versucht hat, das Bügel-eisen zu reparieren, ohne es vorher auszuschalten?

Onkel Schwejk entgegnete jedesmal ruhig: „Über solche Dinge mache ich mir keine Sorgen. Eigentlich mache ich mir über nichts Sorgen. Täte ich das, würde ich schnell für andere zur Gefahr. Dass ich für mich selbst eine Gefahr bin, stört mich gar nicht. Ich bin Busfahrer geworden, weil ich es genieße, die Leute dorthin zu bringen, wo sie hinwollen. Das ist wirklich nicht historisch bedeutsam, bringt mir aber gerade genug Zufriedenheit, dass ich sagen kann, ich bin glücklich.“

Gab es im Leben von Onkel Schwejk auch Frauen? Das weiß keiner. Man munkelte zwar von irgendwelchen

Geschichten mit geheimnisvollen Damen, aber es gab nicht einmal Beweise dafür, dass er eine davon versehentlich berührt hätte, geschweige denn, dass er von ihnen Zuneigung oder konkrete Dienste erwartet hätte. Aber der Gedanke an Heirat muss ihm zumindest zeitweise durch den Kopf gegangen sein; einmal antwortete er einer Angestellten in einer Bank, wo er um ein Darlehen bat, auf die Routinefrage, ob er verheiratet sei, sehr aufrichtig und so laut, dass man es sogar noch am Ende der Schlange hörte: „Ich wäre es ja, aber mich hat noch keine gefragt, und ich selbst traue mich nicht zu fragen.“

So oder so, in diesem Bereich von Schwejks Leben blieben die Dinge im Dunkeln. Niemand in der Familie oder außerhalb verspürte die Notwendigkeit, einen Detektiv zu engagieren, um herauszufinden, was der Onkel machte, und so verschwand das Thema mit der Zeit aus unseren Gesprächen.

Es gab auch so genügend Material abzuhandeln. Völlig unerwartet und zur allgemeinen Verblüffung wurde Onkel Schwejk eine Nebentätigkeit beim Nationalfernsehen angeboten. Mit Sicherheit hatte im Hintergrund meine Oma an ein paar entscheidende Türen geklopft, die eventuell festgestellt hatte, dass mein Onkel auf diesem Wege bis zum Fernsehdirektor aufsteigen konnte, von wo aus er ohne Mühe in die Politik einsteigen könnte: als ginge er durch eine Drehtür. Schließlich war er in genügend Fernsehshows aufgetreten, dass seine innere Ruhe und sein entspanntes Verhältnis zu den meisten Dingen allgemein bekannt waren. Daher war es, wie meine Oma sagte, nur eine Frage der Zeit gewesen, dass ihn die Gesundheitsabteilung des Nationalfernsehens anheuerte, damit er eine Broschüre mit Anti-Stress-Ratschlägen verfasste, die erschöpften Direktoren, Produzenten und anderen beibringen sollte, wie sie sich entspannen konnten.

Onkel Schwejk schien die Bitte verständlich und keinesfalls außerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten. Und so erschien nach einigen Monaten, durch Fernsehgebühren finanziert, eine glänzende, achtzig Seiten umfassende Broschüre, aus der die erschöpften Fernsehmitarbeiter erfuhren, sie sollten „immer auf den weichen Teilen ihres Hinterns sitzen“, sie sollten sich entspannen, indem sie ein Bild oder ein Foto der Alpen anstarrten und dabei träumten, wie sie mit ihrer Lieblingstante durch grüne Bergtäler spazieren, oder, wenn das nicht half, sollten sie sich dem Origami widmen. Das Büchlein enthielt ein 21-Schritte-Schaubild, das

zeigte, wie ein Origami-Vogel gefaltet wurde; und genau das war der Teil der Broschüre, auf den Onkel Schwejk, vielleicht das erste Mal in seinem Leben, ungehemmt stolz war. Sollte keine der vorgeschlagenen Maßnahmen helfen, so riet die Broschüre den Angestellten dazu, sich den Kopf mit etwas Lavendel oder Sandelholz einzureiben.

Seine Ratschläge begeisterten nicht alle beim Fernsehen. Einige regten sich am meisten über seine Anleitung auf, durch eine Drehtür zu gehen: „Begeben Sie sich unverzüglich in ein verfügbares Abteil. Die Tür wird sich automatisch vor ihnen drehen – schieben Sie sie nicht an. Treten Sie heraus, sobald Ihnen ein Ausgang zur Verfügung steht. Tun Sie dies nicht rechtzeitig, so werden Sie dorthin zurückkehren, wo Sie eingetreten sind, und Sie müssen den Vorgang wiederholen.“

Die Zeitungen notierten, dass während der Vorstellung der Publikation die Reaktion einiger Angestellter Onkel Schwejk derart beunruhigt hatte, dass er später den Vorgang des Gehens durch eine Drehtür zehn Minuten lang wiederholt hatte, bevor es ihm gelungen war, eine geeignete Stelle für den Ausgang zu finden und zu flüchten.

Nach diesen Ereignissen gab es eine Zeitlang keine Nachfrage nach Schwejks Talenten, auch nicht nach seinen Äußerungen, die eine der seriöseren Zeitungen

als Mischung aus Banalität und geheimer Weisheit bezeichnete. Seine letzte Aussage war gewesen: „Für jeden von uns ist die einzig richtige Gefühlsrichtung die innere Ruhe.“ Und so praktizierte mein Onkel seine innere Ruhe (ob mit Lavendel oder ohne, das weiß keiner), indem er den Bus Nummer sieben fuhr und die Leute zum Arbeitsplatz, zum Einkaufen, zum Zahnarzt, in die Schule, ins Leichenschauhaus und wieder nach Hause brachte.

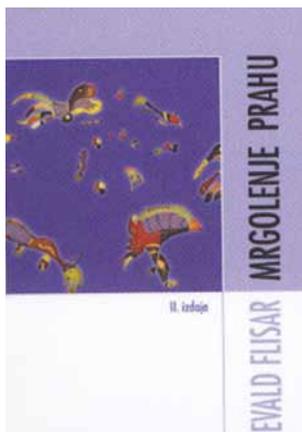
Seine eigener Weg im Leben aber stand auf einmal nicht mehr so außer Frage, wie es bisher der Fall gewesen war. Etwas Dunkles begann ihn zu umschwärmen; als hätte der Vorfall mit der Broschüre eine tiefe Wunde in ihm hinterlassen. Sein lächelndes Gesicht erinnerte häufig an eine Maske, hinter der sich ein Schmerz verbarg, der für die aufgeschlosseneren Fahrgäste mehr als offensichtlich war. Einmal klopfte ihn ein ernster Mann mit weicher Stimme, von dem sich später herausstellte, dass er regelmäßiger Fahrgast des Busses Nummer sieben war, vor dem Aussteigen auf die Schulter und sagte: „Das Undankbarste auf dieser Welt ist es, gut zu sein.“

„Ach wirklich?“, rief Onkel Schwejk so laut, dass die Fahrgäste im Bus vor Schreck hochfuhren. Dann fügte er, etwas leiser, hinzu: „Verschwinde aus meinem Bus und verpiss dich.“

Und wieder Ödipus

Evald Flisar

Das Wirbeln des Staubs



DAS WIRBELN DES STAUBS (Originaltitel *Mrgolenje prahu*) ist eine Neuauflage von Flisars erstem Roman, den er im Alter von nur zweiundzwanzig Jahren geschrieben hat. *Das Wirbeln des Staubs* weist bereits viele Merkmale seines späteren Stils auf und führte das Tabu-Thema einer inzestuösen Beziehung zwischen Mutter und Sohn

in die slowenische Literatur ein, das soziale Umfeld und die magische Folklore der Zigeuner, und, durch seinen Helden, die Thematik des „Außenseiters“, des individuellen Rebellen, dem es nicht gelingt, mit dem fertig zu werden, was er als die Mittelmäßigkeit und die demütigenden Anforderungen der Gesellschaft ansieht. Das Buch (ebenso wie seine Bühnenfassung) löste moralische Entrüstung aus, als es zum ersten Mal erschien, wurde jedoch mittlerweile im Lichte der späteren theoretischen Ansätze in der Literatur neu beurteilt. Die Erzählung hat die Form eines langen Briefes an das Berufungsgericht, geschrieben von dem Untersuchungsbeamten, der dazu beigetragen hat, den jungen Helden des Mordes zu überführen, den er begangen haben soll. Der Beamte hat inzwischen eingesehen, dass seine rigorose Verhörtechnik ihn tatsächlich von der Wahrheit weggeführt hat. Er hofft, einen Freispruch für den jungen Angeklagten zu erwirken, indem er an das Berufungsgericht schreibt und seine zahlreichen Verhöre mit ihm detailliert schildert. Der Roman ist reich an Einblicken in die Natur von Schuld, Vorurteil, Illusion, Gerechtigkeit und Wahrheit. (210 Seiten)

Die Wortwahl ... ist absolut authentisch, durchzogen von versteckten und enthüllten Leidenschaften, mit beinahe naturalistischen, aber kaum alltäglichen Sprachmustern, mit einer Sprache, die das Leben selbst zur Welt gebracht hat, mit Ideen, die Ideologien weit überlegen sind, da sie Teil des sinnlichen und emotionalen Gewebes des Lebens sind, dem sie entstammen ...

Vasja Predan, DELO

Die neue Produktion der Bühnenfassung des Romans bestätigt die unverminderte Vitalität dieses frühen Werks von Evald Flisar ... dieses Werks, das gekennzeichnet ist von Urtraumata von Individuen im Griff der Tradition und der Kultur ihrer Vorfahren, die, zur gleichen Zeit, als Menschen, die in einer modernen Welt ohne Gott leben, nach temporären Lösungen in Erotik, Vaterschaft, Regression suchen ...

Tone Peršak, DELO

Das Wirbeln des Staubs, thematisch eine Ausnahme in der Geschichte der slowenischen Literatur, hat nichts von seiner Kraft verloren in den Jahren, seit es der dreiundzwanzigjährige Autor verfasst hat und es, in der Bühnenfassung, erstmals vom Slowenischen Nationaltheater Maribor produziert wurde ... *Das Wirbeln des Staubs* dramatisiert den grundlegenden Konflikt zwischen ursprünglicher Erotik ohne jede Beschränkung und den Normen der jüdisch-christlichen Moral ...

Peter Božič, DELO

Auf dieser Ebene ist *Das Wirbeln des Staubs* eine Geschichte von Vorbereitungen und unerfüllten Erwartungen. Es ist eine Suche nach verlorenen Rollen: die Rolle der Mutter für Aranka, die der Frau für Selena, die des Mannes für Weiner, die des Sohnes für Janek. Die vier Hauptfiguren sind in zwei erotischen Dreiecken gefangen. An der Spitze stehen Selena und Aranka; unter ihnen stehen Janek und Weiner als die zwei Rivalen. In Janeks Halluzinationen fließen die Farben der beiden Dreiecke ineinander: das Grün von Panik, Flucht und Schuld und das Rot von Erotik, Feuer, Obsession, Rebellion ...

Igor Lampret, Das Wirbeln des Staubs, Einleitung

Mrgolenje prahu / Das Wirbeln des Staubs

(Auszug)

Er war sich der Beständigkeit nicht bewusst, aber in dem Moment, als seine Mutter die Hütte betrat, sah er, dass der Mond noch immer durch das Fensterchen schien und einen Teil der Wände und des Bodens beleuchtete, aber nicht sein Lager, sodass er sich im Dunkeln befand. Seine Mutter setzte die Strohtasche ab, in der sie wahrscheinlich Kartoffeln, Mehl und Brot gebracht hatte, denn das brachte sie jeden Abend. Dann ging sie zu ihrem Lager, das vom Mondlicht beschienen war, kniete sich hin, zog die Decke beiseite und glättete mit ein paar Bewegungen ihrer rechten Hand das Kopfkissen. Dann nahm sie die Waschschüssel, die an der Wand hinter der Tür stand, und stellte sie auf die Holzbank. Dabei gab das Blech ein zartes Geräusch von sich. Dann war der Strahl des Wassers zu hören, das sie aus dem Krug goss. Das Mondlicht fiel auf sie und die ganze Ecke, in der sie stand. Sie griff nach dem Gürtel, öffnete die Knöpfe und begann sich auszuziehen. Die Kleider hängte sie an den Nagel, der in die Holzwand geschlagen war; dann begann sie mit dem Wasser zu plätschern und ihren nackten Körper zu waschen. Janek sah deutlich ihre ganze Gestalt, aber jetzt erweckte der nackte Körper seiner Mutter keine anderen Gefühle in ihm als zuvor die silbrigen Wiesen, als die Umrisse der Bäume. Er nahm den Körper als Materie wahr.

Seifengeruch wehte zu ihm herüber, er hörte ein Scheuern, als sich Frau Hudorov die Füße wusch. Einen hob sie in die Luft und auf dem anderen stand sie. Er sah, wie ihre großen Brüste wackelten, er sah, wie ihr runder Bauch leuchtete, je nachdem, wie er sich bewegte, und als sie sich mit dem Handtuch den Rücken rieb, beugte sie sich leicht nach hinten. Dabei sah er einen schwärzlichen Schatten unter ihrem Bauch. All das schien ihm nicht ungewöhnlich, er war von seinem Erleben abgeschnitten. Deshalb konnte es ihn nicht verwundern, dass seine Mutter sich vor ihm auszog. Er konnte gar nicht auf den Gedanken kommen, dass sie ihn vielleicht gar nicht sah und überzeugt war, er sei

gar nicht in der Hütte. Dann legte sie das Handtuch auf die Bank, ließ das Wasser in der Waschschüssel, wühlte in den Dingen, die am Rand der Bank lagen, zog eine Schere hervor, ging zu ihrem Lager, setzte sich darauf, beugte sich vor und begann, ihre Zehennägel zu schneiden. Jedesmal war ein leichtes Klacken zu hören. Der Mond schien auf ihren Rücken. Janek sah die Linie der Wirbelsäule, wie sie ihr die Mitte des Rückens hinunterlief und ihn in zwei Hälften teilte. Als sie mit dem Zehennägelschneiden fertig war, legte sie sich auf den Rücken, hielt sich die Hände vors Gesicht und begann mit den Fingernägeln. Wieder tanzten Schatten an den Wänden und auf dem Boden.

Dann hörte sie für einen Moment auf, legte die Hände neben sich und sah an die Decke, als dächte sie nach. Janek hörte ihren Atem. Er sah, wie sich ihre Brust leicht hob. Es schien ihm auch, als zitterte sie ein wenig. Wahrscheinlich überlief sie ein Kälteschauer. Aber sie blieb noch liegen und kroch nicht unter die Decke.

Hier stehe ich vor einem großen Problem, verehrte Geschworene, denn ich muss beschreiben, dass Janek sich bewegt hat, sich erhoben hat und auf Knien zum Lager seiner Mutter gerutscht ist. Was ist in ihm vorgegangen, dass er sich nach allem, was wir über ihn und seine Beziehung zu seiner Mutter schon herausgefunden haben, plötzlich aufgestanden ist und sich ihr genähert hat? Das Innere des Menschen ist solch ein Ameisenhaufen von Wahrnehmungen, Empfindungen, Gedanken, Gefühlen und Regungen, dass es in bestimmten Momenten auch mit noch so scharfen Augen nicht möglich ist, es zu durchdringen. Wenn wir die Möglichkeit zulassen, dass wir uns irren, könnte man sagen, dass in dem jungen Hudorov in den Momenten, in denen er von seinem Erleben abgeschnitten war, all die seltsame Enge verschwand, die in ihm aufgetaucht war, als er sich der Frauen und der Sexualität bewusst geworden war. Als in ihm die Welt der Gefühle, der Wahrnehmungen die Oberhand hatte, die seine geistigen Fähigkeiten schwächte, wurden alle Triebe in ihm stärker, denn wir haben ja schon gesagt, dass seine Reaktionen denen von Tieren ähnlich waren, die von Impulsen der stofflichen Welt gelenkt werden. In diesem Moment muss bei ihm auch der Geschlechtstrieb stärker gewesen sein. Und uns ist wohl bekannt, verehrte Geschworene, wie sich Hunde verhalten, wir sehen sie oft auf der Straße, wie sie sich vor allen Leuten paaren. Zuerst dieses Beschnüffeln, dieses Herumgelaufe, diese Unruhe, eine Art Werben,

zwischen drin ein wenig Rauferei und scharfe Zähne, ein bisschen Geknurre, dann schließlich die Hingabe der Hündin und die Aktion des Rüden. All das spielt sich ohne Anwesenheit einer Gedankenwelt ab, das geschieht im Schutze der Sinnlichkeit, im Rahmen von Empfindungen und Trieben.

Als Janek zum Bett seiner Mutter rutschte, kämpfte er innerlich gewiss nicht mit Angst oder Unentslossenheit. Er war sich nicht klar bewusst, was er da tat, weil er so etwas noch nie getan hatte. Es zog ihn von seinem Lager zum nackten Körper seiner Mutter hin, wie es ein männliches Tier zu einem Weibchen hinzieht, das es wittert oder sieht. Die Mutter zuckte erschrocken zusammen und schrie: „Janek!“ Im jungen Hudorov glomm eine Assoziation auf: Beim Schrei seiner Mutter erinnerte er sich an das rauhe Bellen des Fuchses, das er kurz zuvor im Wald gehört hatte. Doch das war nur ein Aufblitzen, das schnell wieder erlosch. Der Erschrockenheit seiner Mutter war er sich nicht bewusst, er nahm sie nicht wahr. Er berührte mit der Hand ihren Körper, der zitterte, er spürte die Glätte ihrer Haut, er spürte die Wärme, er roch den Körper. Er strich mit der Hand über ihren Bauch, über den schwarzen Schatten darunter, über den Schenkel, bis zum Knie, dann zurück, bis zur Brust, bis zum Hals. All seine Empfindungen verdichteten sich zu einer einzigen: das heiße Brausen des Blutes, die Spannung des Körpers, der zerspringen möchte, die Abwesenheit jeglichen Gedankens, ein Höhenflug, das Gefühl des Fliegens, das Gefühl des Steigens und Fallens. In jedem Menschen glimmt noch in höchster sexueller Erregung ein winziger Funke, der ihn auf die Form seines Tuns aufmerksam macht und darauf, dass er anwesend ist, und dass noch jemand anderer anwesend ist. Bei Hudorovec war das nicht der Fall. Er befand sich absolut im Reich der Empfindungen. Nach einem kurzen Zittern, das sein seltsames Verhalten bei ihr auslöste, fiel seine Mutter in eine Art Starre. Der nächste Schrei, der ihrer Kehle entfuhr, war schon ein Schrei ungekannter Freude. Eine seltsame Fieberhaftigkeit überkam sie, sie umarmte Janeks Körper, der nicht größer war als ihrer und sehr dünn, riss ihm das Hemd herunter, schrie und flüsterte seltsame Worte, als sei sie verrückt geworden.

„Keine Angst, Janek ... keine Angst ... du darfst vor diesen Dingen keine Angst haben ... das machen doch alle, auch du musst ... es täte mir im Herzen weh, wenn du es nicht tätest ... du darfst dich nicht fürchten ... ich bin deine Mutter ... ich zeig dir,

wie das ist ... du wirst sehen, du wirst sehen ...“, in ihre Worte mischte sich unterdrücktes Schluchzen, mit hastigen Händen zog sie ihn vollends aus, „so, siehst du ... hier hinein“, sie drehte ihn zu sich, umklammerte ihn mit den Beinen, griff ihn bei den Haaren und küsste ihn wild auf die Augen, sie grub sich mit den Fingern in ihn hinein und stöhnte, keuchte und flüsterte zwischen drin unterdrückt. Janek atmete anfangs nur tief, dann drangen seltsame Laute aus seiner Kehle, eine Art Knurren. Er griff die Mutter bei den Haaren und zog sie heftig an sich.

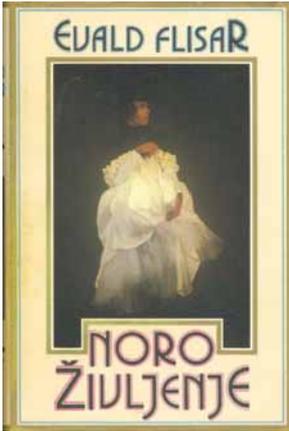
„Au, das tut weh, Janek ... das tut weh ...“, seufzte sie, „es soll wehtun, es soll wehtun ... das ist schön, wenn es wehtut ...“ Darauf verbiss er sich in die Haut an ihren Schultern, dass sie vor Schmerz aufschrie, er begann, sie mit den Händen zu schlagen, er prügelte wie wild auf sie ein, dass sie stöhnte. „Schlag mich, Janek ... schlag mich ... schlag mehr ... du bist ein Goldstück, Janek, du musst mich schlagen, du musst mich dafür bestrafen, du musst mich immer schlagen ... totschiagen, ich werde alles für dich tun ... Janek ... mein Sohn ...“ Am Schluss röchelte sie, seine Erregung ließ nach, die Umklammerung seiner Hände löste sich, er blieb auf ihrem Körper liegen. Dann wälzte er sich auf die rechte Seite. Er sah, dass sie blutig war von seinen Zähnen und Flecken hatte von den Schlägen. Er sah sich selbst an, sah sein Glied, im Mondlicht erschien es ihm rot. Für einen Moment blitzte eine Assoziation in ihm auf, er erinnerte sich an die rote Zunge eines hechelnden Hundes, dort am Bach.

Dann gab es einen Riss. Gedanken stürmten auf ihn ein. Durch das Gewimmel sickerte alles Erlebte, alles, was ihn beklommen gemacht hatte, in ihn hinein. Mit all diesen Gefühlen wandte er sich dem blutigen Körper seiner Mutter zu, seiner und ihrer Nacktheit. In ihm keimte ein Bild der Tat auf, er erinnerte sich, dass er seine Mutter geschlagen hatte ... es kam ins Rollen, Gegenstände glitten von ihm ab ... Stille stürzte in seine Ohren, er wurde ohnmächtig ...

Als er wieder zu Bewusstsein kam, lag er unter der Decke auf seinem Lager. Seine Mutter beugte sich über ihn und berührte mit einem nassen Lappen sein Gesicht. Sie war angezogen. Wieder stürmten alle vorherigen Gefühle auf ihn ein. Sie erstickten ihn, dann flossen sie ineinander, der dunkle Klumpen zersplitterte, er begann zu schluchzen, stoßartig und leise. „Janek!“, sprach sie ihn an, „du darfst nicht weinen, Janek! Du musst jetzt einschlafen.“

Evald Flisar

Nächte mit nackter Maja



NÄCHTE MIT NACKTER MAJA (Originaltitel *Noro življenje, Verrücktes Leben*) behandelt die existenziellen Traumata eines bekannten Fotografen, der sich im Schoße unserer destruktiven Zivilisation (deren Exzesse er in seinem Werk auf brillante Weise dokumentiert) unwohl fühlt und in anderen, spirituelleren und weniger gewinnstüchtigen Kul-

turen ein Mittel gegen seinen Schmerz sucht. Dieses Mal reist unser „Odysseus“ durch das „alte“ Griechenland und Afrika mit dem köstlich geistreichen, aber mental labilen Mädchen Maja, die, sechzehn Jahre alt, unfähig ist, die Komplexität der Sorgen ihres älteren und erfahreneren Begleiters (Führers) abzufangen, und die – unter dem Gewicht neuen Wissens und neuer Erfahrungen – einen tragischen Prozess der Entpersönlichung durchläuft, ein „Niemand“ wird, die Marionette ihres Begleiters, die „nackte Maja“, ihrer persönlichen Essenz beraubt, während ihr Gefährte mit den einfallsreichsten Mitteln versucht, sie als unabhängige Person wiederzubeleben. Ein nachdenkliches Buch über eine Begegnung von Unschuld und Erfahrung, angefüllt mit Liebe, Sex, Stierkämpfen, Träumen, Erinnerungen, Tod und vielem mehr.

(200 Seiten)

Flisar ist anders als andere slowenische Schriftsteller; er ist eine Ausnahme, weil er glaubt, dass die Menschen hauptsächlich deswegen bereit sind, Bücher zu lesen, weil sie hoffen, ein wenig Vergnügen daraus zu ziehen. Und weil er glaubt, dass die, die nach Spaß suchen, nicht gezwungen werden sollten, etwas äußerst Unerfreuliches zu lesen, ist er sehr vorsichtig ... Man muss ihn Satz für Satz lesen, und je offensichtlicher es wird, dass dieser ernste Autor uns mit unglaublichen Lügenmärchen füttert, umso mehr vertrauen wir ihm. Flisar gelingt es, zu beweisen, dass Romane immer Erfindungen sind und unser Leben in einem hohen Maße der Schundliteratur ähnelt. Er überredet uns, die Leserrolle anzunehmen, die er für uns vorgesehen hat. Das ist auch gar nicht schlecht, bedenkt man, dass eine der Figuren sagt, gute Leser seien auch gute Liebhaber: weil sie geduldig sind ...

Franček Rudolf, VIKEND MAGAZIN

Eine Reise entlang des Verlaufs einer speziellen – und in diesem Kontext auch allgemeinen – Form von Liebesbeziehung, die ein junges Mädchen zu einem reifen Mann führt und den reifen Mann zu einer verborgenen Kindheit, eine Pilgerfahrt von jugendlicher Begeisterung zu den Wirrungen erwachsener Zweifel, ein eifriges Rennen zu sexuellen Erfahrungen aller Art bei gleichzeitiger Gefangenschaft im Kreis eines skurrilen Schicksals – das sind die Wege, die der ruhelose Erzähler quert ... Dem Erfolg von Flisars vorhergehenden Büchern nach zu urteilen, müssen sich die Verleger keine Sorgen machen, ob sie die erste Auflage von 6000 Exemplaren verkaufen ...

Marjeta Novak-Kajzer, DELO

Schon nach den ersten paar Seiten wird klar, dass es sich hier um geschliffenes, kultiviertes, ja, verfeinertes Schreiben handelt. Vieles überschreitet die Grenzen des Realistischen, und doch bleibt alles fest im Rahmen der literarischen Realität. Die Liebesreise von Henrik und Maja ist eine der archetypischen Versionen von Mann-Frau-Beziehungen, vom Zusammenkommen und Auseinandergehen. Der Autor hält eine ironische Distanz zur sich entwickelnden Geschichte und bietet dem Leser verschiedene Enden zur Wahl an ...

SRCE IN OKO

Noro živiljenje / Nächte mit nackter Maja

(Auszug)

In Wahrheit bin ich das Opfer eines Buches, Herr Richter, eines bestimmten, verfluchten Buches. Nicht von *Lolita*, das wäre dann doch zu einfach, erst recht, weil man die Geschichte von Lolita und Humbert Humbert fast jeden Tag auf den Seiten der Klatzschpresse findet; wen interessiert es denn überhaupt noch, wenn ein älterer Mann etwas mit einer Frau hat, die noch ein Kind ist? Davon gibt es heutzutage zu viel, Sodom hat so expandiert, dass seine äußeren Vororte schon die Vororte Gomorrhas berühren; für ein reines Leben steht nicht das kleinste Fleckchen Boden mehr zu Verfügung. Deshalb erzähle ich Ihnen keine Geschichte über sexuelle Verdorbenheit, Herr Richter, auch nicht über sexuellen Missbrauch, obwohl die Geschichte auch damit reichlich aufwartet. Nein, zur Verteidigung des Unrechts, das ich begangen habe, möchte ich ihnen beweisen, wie schnell ein ausgeglichener Mann in den besten Jahren, wenn er das falsche Buch zur Hand nimmt, Beute verdorbener Autorenfantasien wird.

Als Leser werden Sie mir zustimmen: Wenn man ein Buch öffnet und den ersten Satz liest, überkommt einen oft das Gefühl, an einen Ort zurückzukehren, an dem man schon gewesen ist, vielleicht in das Städtchen am Meer, in dem man einmal einen Sommer verbracht hat, oder in das Dorf, in dem man in seiner Kindheit gelebt hat. Gefällt einem dieses Gefühl, fesselt einen das Buch und man möchte es zu Ende lesen. Rühren die ersten Sätze jedoch an etwas Schmerzhaftes, reagiert man auf zwei Arten: Entweder lehnt man das Buch ab und schlägt es zu oder man vertieft sich darin in der Hoffnung, dass es einem trotz des Schmerzes einen juckenden Parasiten aus der Haut kratzen wird.

Es gibt Bücher, die schon mit dem ersten Satz die Bestätigung der Illusion versprechen, mit uns und der Welt sei alles in Ordnung; solche Bücher liest man, wenn einen ein emotionaler Winter überfällt und man sich gerne in etwas Warmes hüllen möchte. Und es gibt Bücher, die

das Gefühl erwecken, man drehe sich im Kreis: dass man immer wieder in einen Raum zurückkehrt, den man schon aufgeräumt hat, und er ist wieder unordentlich, und in Beziehungen, die man schon beendet hat, an denen man sich aber immer noch stößt. Solche Bücher liest man nicht, um innere Aufwallungen mit ihnen zu dämpfen, sondern in der Hoffnung, dass sie einem die Unordnung bloßlegen wie ein Röntgenbild.

Und jetzt, Herr Richter, werde ich versuchen, klug zu sein. Dafür entschuldige ich mich, aber ohne die folgende Erklärung fehlte meiner Verteidigung das Wesentliche dessen, was ich als mildernde Umstände anführe.

Wir wagen es nicht, uns einzugestehen, dass beinahe alles, was wir tun (Religion, Wissenschaft, Philosophie, Geschichtenerzählen), eine Form des Aufräumens oder des Beherrschens von Unordnung ist. Gäben wir das zu, verzichteten wir damit auf die Hoffnung, dass das Leben einen Sinn hat, der gefunden werden kann (im Gegensatz zu einem Sinn, der erst geschaffen werden muss). Deshalb öffnen wir von Zeit zu Zeit Schubladen und werfen alles weg, von dem wir denken, dass wir es entbehren können (Briefe, die uns nichts bedeuten; Souvenirs, die ihren sentimental Wert verloren haben; Kleider, die wir nicht mehr tragen). Dann wischen wir den Staub weg und fühlen uns weniger beschwert, haben mehr Platz. Zugleich haben wir das Gefühl, ein Kapitel im Leben abgeschlossen zu haben und ein neues zu beginnen. Natürlich kommen wir letztlich zu der Einsicht, dass das nur ein Trick ist und dass uns eine andere Unordnung quält: die Abwesenheit eines Rhythmus in der Seele; die Überzeugung, dass wir wissen müssten, aber nicht wissen; dass wir festen Schrittes gehen müssten, nicht wankend wie die Säufer; kurz, dass wir wissen müssten, was wir wollen. Und wer wir sind.

Dann ergreift uns die Panik, wir begeben uns in die Welt hinaus und fangen an, Antworten zu suchen: Sterne, die uns den Weg zeigen könnten; Geländer, die unseren Gang begradigen könnten; Ziele, die uns mit Energie erfüllen könnten. Wir wünschen, es gäbe nur einen Weg (und nicht einen von vielen); die Sachen wären nur so (und nicht auch anders); das Leben ginge in eine Richtung und wäre kein trübes Wasser mit Strömungen, die uns jeden Augenblick zum Scheitern verurteilen können. Herr Richter: Das Verlangen nach einer Reduzierung der Unordnung zu einer Ordnung ist nicht nur ein psychischer Zwang im Leben des Einzelnen, sondern manifestiert sich in der Kunst (ästhetischer Reduktionismus wird zum Cliquendogmatismus), in

der Politik (parteilicher Utopismus wird zum gesellschaftlichen Bürokratismus) und in der Wissenschaft (die Vereinfachung der Komplexität in der Theorie wird zum Ideenkonservatismus).

Wenn uns der Wunsch überkommt, uns im Chaos zu fixieren, brauchen wir eine Achse, die die Unordnung zentriert: etwas, um das sich unser Leben drehen kann. Eine solche Achse kann vieles sein: die Wahrheit in Großbuchstaben, Fatalismus, ein politisches Dogma, Geld, Sex, berufliche Ambitionen. Alles, was uns im Moment der Panik als „Sinn des Lebens“ dienen kann. In *diesem* Kontext, Herr Richter, müssen Sie meine Geschichte verstehen. Ich habe versucht, die Unordnung in meiner Seele mithilfe eines Buches aufzuräumen, was den gegenteiligen Effekt hatte; es stieß mich über den Rand, in einen Abgrund, von dessen Vorhandensein in meinem Inneren ich keine Ahnung hatte. Sie müssen wissen, dass ich zuerst Theologie studiert habe, ich wollte Priester werden, vielleicht Bischof, vielleicht Erzbischof, sogar Kardinal. All die Bescheidenheit, über die ich im Leben verfügte, hinderte mich daran, mich in der Rolle des Papstes zu sehen; mich reizten Heiligenschein und Würde, aber in einem gesunden Maße.

Jetzt werde ich natürlich nie wissen, wie erfolgreich ich in der geistlichen Sphäre gewesen wäre, denn im dritten Jahr fiel mir ein Buch in die Hände, das mich aus dem Orbit der Heiligen Kirche in die Flugbahn zur Hölle gestoßen hat. Dieses Buch war Schopenhauers *Die Welt als Wille und Vorstellung*, zweifellos ein Werk, das auch Sie gelesen haben, Herr Richter, obwohl es auf Sie offensichtlich anders gewirkt hat. Können Sie sich einen Theologiestudenten vorstellen, der folgende Worte liest (geschrieben mit aller Autorität eines großen Philosophen): „Die Begierde des Geschlechts ist nicht nur die stärkste, sondern sogar spezifisch von mächtigerer Art als alle andern.“? Können Sie sich einen zum Pessimismus neigenden jungen Mann vorstellen, der erfährt, dass Thomas Mann Schopenhauer als „Vater der modernen Psychologie“ beschrieben hat, was sogar Freud zugegeben hat?

Beim Lesen dieses Buches, Herr Richter, löste sich der Boden von meinen schweren Füßen; ich begann zu schweben und tanzte in reiner Freiheit. Schopenhauer war der erste europäische Denker, der die Errungenschaften des Buddhismus und des Hinduismus zu schätzen wusste; der Erste, der Widerspruch gegen die Vivisektion erhob, weil er keinen wesentlichen

Unterschied zwischen Menschen und Tieren sah; der Erste, der zu schreiben wagte, dass er die Welt als eine Art Strafkolonie sah, in der sich die Menschen mit *compagnon de miseres* anreden müssten; der Erste, der es wagte, zuzugeben, dass er zu „Misstrauen, Jähzorn, Gewalt und Stolz“ neigte.

Welche Seligkeit verspürte der gescheiterte Student der Theologie, als er jede einzelne Seite dieses Buches las und wieder las. „Wenn nämlich vor den Augen eines Menschen jener Schleier der Maja, das *principium individuationis*, so sehr gelüftet ist, dass derselbe nicht mehr den egoistischen Unterschied zwischen seiner Person und der fremden macht ..., dann folgt von selbst, dass ein solcher Mensch, der in allen Wesen sich, sein innerstes und wahres Selbst erkennt, auch die endlosen Leiden alles Lebenden als die seinen betrachten muss ... Er sieht, wohin er auch blickt, die leidende Menschheit und die leidende Tierheit, und eine hinschwindende Welt.“

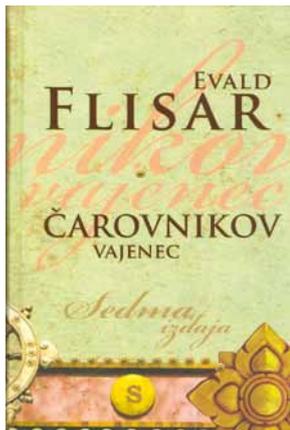
Scheint es Ihnen nicht natürlich, Herr Richter, dass ich nach Entdeckung dieses Buches plötzlich wusste, was ich im Leben zu tun hatte, um es nicht völlig zu vergeuden? Ich entschloss mich, den Menschen, meinen *compagnons de miseres*, das Leiden zu zeigen, inmitten dessen sie zu leben haben, und ihnen auf diese Weise nicht nur einen edlen Pessimismus einzuimpfen, sondern zusätzlich auch Toleranz und Liebe gegenüber allem Lebendigen. Als Geistlicher hätte ich das nicht tun können, das Dogma hätte mir die Hände gebunden. Das hätte ich nur als Schriftsteller tun können, wozu es mir an Talent mangelte, oder als Philosoph, wozu ich nicht über genügend intellektuelle Schärfe verfügte, oder als Maler, wofür ich furchtbar unbegabt war. Verstehen Sie jetzt, Herr Richter, warum ich Fotograf geworden bin? Und warum ich so gut geworden bin, dass es internationale Preise nur so regnete, besonders für meine Bilder von Kriegsgreueln, um die sich alle führenden Zeitungen der Welt geprügelt haben?

Aber lassen wir das, Herr Richter, und wenden wir uns wieder Maja zu, die sich mit mir auf eine Wanderung auf den antiken Wegen des Mittelmeerraums begeben hat und mich, irgendwie direkt, dorthin gebracht hat, wo ich jetzt bin: des Missbrauchs angeklagt, des Mordes angeklagt, obwohl völlig klar ist, dass ich in jeder Hinsicht unschuldig bin. Und wenn es nicht klar ist, Herr Richter, werden Sie mir zustimmen, wenn Sie meine Geschichte zu Ende gelesen haben.

Ein Buch für alle Jahreszeiten

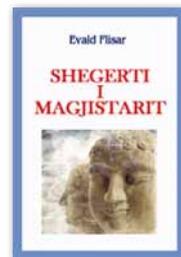
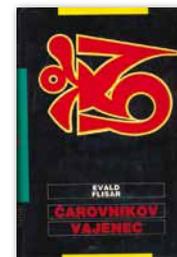
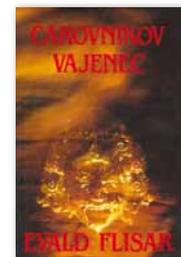
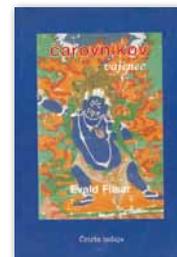
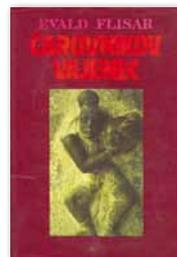
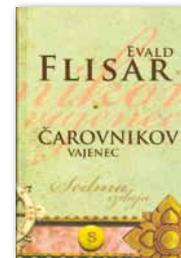
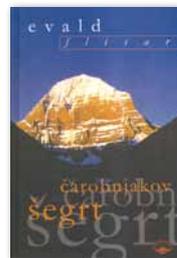
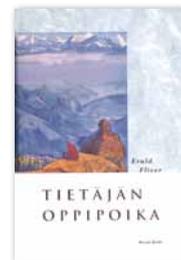
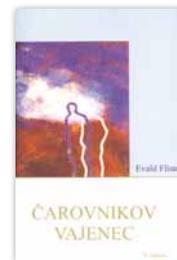
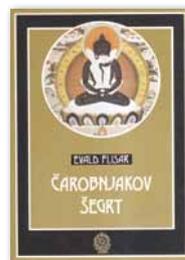
Evald Flisar

Der Zauberlehrling



DER ZAUBERLEHRLING (Originaltitel *Čarovnikov vajenec*) ist der meistgelesene slowenische Roman seit dem Zweiten Weltkrieg. Er wird beschrieben als „eine der besten Geschichten zum Thema Außenseiter“ und „ein Buch, das sich weigert zu sterben“ (acht Ausgaben in fünf- und zwanzig Jahren, die neunte wird demnächst veröffentlicht), es hat Verkaufszahlen erreicht,

die für ein Land mit nur zwei Millionen Einwohnern einfach gigantisch sind (auf den amerikanischen Buchmarkt umgerechnet entspräche das über zehn Millionen Exemplaren!). Diese äußerst lesenswerte Geschichte über den Versuch eines jungen Mannes, sich selbst beizubringen, dass er „in Ordnung“ ist, wie er ist, und dass die Welt ein freundlicher Ort ist, kreuzt die Wege eines jungen Mannes aus dem Westen, der die Exzesse seiner Zivilisation flieht, eines schlaun indischen Gurus, Yogananda, eines rätselhaften amerikanischen Wahrheitssuchers, Henry Napoleon Alexander, und eines unschuldigen tibetischen Mädchens, Dolma, und folgt ihnen durch atemberaubende Ereignisse in den fernen Bergen von Ladakh und Zanskar. Einerseits kann das Buch als zeitgenössischer Bildungsroman gelesen werden, der sich mit dem persönlichen Wachstum eines philosophisch und religiös verwirrten westlichen Jedermann mit einem „globalisierten Bewusstsein“ auseinandersetzt, andererseits, ebenso überzeugend, als Entlarvung der kritiklosen westlichen Besessenheit mit östlicher Spiritualität. Die erzählerische Macht des Buches übertrifft sein Thema bei weitem und wird auch weiterhin noch viele Jahre seine Leser verzaubern. (260 Seiten)



Eine literarische Präsentation der Gesamtheit der Welt ...

Dr. Tomo Virk, Die Reise ist zu Ende, der Weg beginnt

Ein Stück Belletristik, das der Wahrheit näher kommt als jede Dokumentation ...

Tea Štoka, Auf der Suche nach dem verlorenen Double

Ein Roman, der die Bedeutung des inneren Lebens für rationale Menschen bestätigt ...

Dr. Franc Zdravec, Der slowenische Roman des 20. Jahrhunderts

Eine meisterhafte Erzählung über eine Reise zu den unzugänglichen Teilen des menschlichen Bewusstseins ...

Helena Grandovec, VEČER

Čarovnikov vajenec / Der Zauberlehrling

(Auszug)

Am nächsten Morgen machte sich die Karawane auf den Weg. An ihrer Spitze schritt der alte Tibeter und führte an einem Halfter ein Pony, beladen mit Henrys Ferngläsern, Fotoapparaten und Filmkameras. Ihm folgte Henry, der sich einen Wollschal um den Kopf gewickelt hatte; die Enden ragten nach oben wie Hasenohren. Nach ihm kam ich, noch immer frierend, besonders um die Ohren, bis ich schließlich Henrys Vorbild folgte und mir den Kopf einwickelte. Hinter mir knirschten, eines nach dem anderen, mit ihren Treibern an ihrer Seite, die Yaks.

Der mit frischem Schnee bedeckte Boden wölbte sich zu einem bequemen Hang. Der Gang hinauf erhitze mich und die Wärme taute auch meine Seele auf, sodass die bösen Ahnungen dem Vertrauen Platz machten. Diese Treiber, dachte ich, sind schon hundertmal auf diesen Pass geklettert. Und noch hundert andere.

Wir stiegen zwischen riesigen schwarzen Felsen aufwärts. Die Ebene lag schon tief unter uns, ganz weiß, klar bis zu den Hängen auf der anderen Seite, wo auf einem Hügelchen unter dem massiven Berg das rötliche Lamakloster kauerte. Wo ist Yogananda jetzt?, fuhr es mir durch den Kopf.

Wir kamen nur sehr langsam voran. Obwohl wir uns schon weit oberhalb der Talzone befanden, schien es mir, als sei der Pass noch weiter entfernt als vom Fuße des Berges. Es gab keinen Pfad, daher folgte jeder dem Führer nach eigenem Ermessen, am vorsichtigsten über die Schneeflecken, wo die Treiber vor den Yaks gingen und mit Stöcken jede Handbreit Boden prüften, und ebenso vorsichtig zwischen den Gebirgsspalten, durch die trüb das ewige Eis schimmerte.

Nach einer guten halben Stunde löste sich der Nebel überraschend auf und die Sonne beschien die strahlende Weite der weißen Giganten, so überwältigend in ihrer schweigenden Einsamkeit, aber so selbstgenügsam, unvereinsamt, dass in mir etwas brach und

ich aufschluchzte: allein und einsam inmitten der gleichgültigen Kälte des Universums.

Oh Gott, schluchzte ich, oh Gott. Vor dem stillen weißen Schrecken musste ich die Augen schließen. Mich ergriff das furchtbare Gefühl, mein Körper würde fortgeweht bis an den Horizont und die sichtbare Welt würde mein Inneres: das kalt glänzende Skelett der Granitberge, das Eis in den Blutgefäßen, alles unbeweglich und ewig.

Dann schmolz das Feuer, das aus meiner Mitte heraus ausbrach, die versteinerte Welt zu einem glühenden Brei wimmelter Teilchen, die sich um mich drehten im schillernden Glanz eines Saturnrings, schneller, schneller, schneller, wie von der Zentrifugalkraft in die Tiefe des Universums gestoßen. Im Mittelpunkt meines Bewusstseins vibrierte der Laut ham-sa-ham-sa-ham-sa-ham-sa-ham-sa-ham-sa, in seinem Rhythmus verblasste der glänzende Ring der Welt bis zur Unsichtbarkeit, ich hörte auf, in Raum und Zeit zu existieren, ich war nur eine energetische Vibration, bis aus dem hamsahamsa ein saham-saham wurde und der Ring der Welt sich aus der unsichtbaren Unendlichkeit zurückdrehte, sich in die entgegengesetzte Richtung drehte, schneller, schneller, und über mir zusammenlief wie die kreisrunden Wände des Meeres nach einem Erdstoß und die Zentripetalkraft im Inneren meines Bewusstseins alle Materie der Schöpfung in sich hineinsog und die Welt mit einem ohrenbetäubenden Krach in mich hineinsank und sich durch ein schwarzes Loch im Mittelpunkt meines Bewusstseins in lautloser Abwesenheit verlor und schließlich in der universalen Stille des Nichts verschwand.

Dann leuchtete über mir ein Licht auf. Vor meinen Augen bewegte sich der Kopf eines seltsamen Ungeheuers mit aufragenden Hasenohren. Ich erkannte, dass es Henry Napoleon war, der sich wieder den Schal um den Kopf gewickelt hatte.

„Was ist mit dir?“, fragte er und schüttelte mich. „Werd hier nicht ohnmächtig, um Himmels willen.“

Mit Mühe kam ich auf die Knie. Es ist nichts, sagte ich, mir ist schlecht, das wird schon wieder. Fieber wallte aus mir heraus wie die Wärme aus einem Feuer.

„Wir warten alle auf dich“, sagte Henry mit unverhohlenem Vorwurf in der Stimme.

Und wirklich, zwischen den Schneefetzen standen die atemlosen Yaks und hatten ihre feuchten Augen direkt auf mich gerichtet; es schien, als machten sogar sie mir Vorwürfe. Die Treiber standen in einer Gruppe etwas

weiter unten und stützten sich auf ihre Stöcke. Ihre Silhouetten zeichneten sich vor dem Hintergrund des Himmels ab wie die Umrisse spottender Habichte.

Wir setzten unseren Weg zum Gipfel des Passes fort. Der Hang wölbte sich zu einer gezahnten felsigen Ebene, bedeckt von einer dünnen Schicht gefrorenen Schnees. Hinter ihrem Rand stieg aus den nebligen Klüften wie ein Traumgespinnst eine gezahnte Kette weißblauer Berge auf, hinter der ich die graublau Unendlichkeit ähnlicher Berge ahnte, ein Granitmeer der Stille, in dem seinerzeit (so sagt die Legende) Lao Tsu spurlos verschwand, und auch der Heilige Bodhidharma, der den Buddhismus von Indien nach China gebracht hatte, und auch ich (so schien mir) würde darin verschwinden.

Und schon fühlte ich, wie ich in den nebligen Abgründen versank, der Schwindel kam wieder, die Ereignisse nahmen den Charakter eines verlangsamten Stummfilms an, wieder lag ich am Boden, die Treiber und die Yaks standen um mich herum und beobachteten mich spöttisch und alles war in der Ferne, als geschähe es gar nicht mir. Dann lange nichts, nur Dunkel und das Gefühl quälenden Gerüttels.

Als ich mein Bewusstsein wiedererlangte, lehnte ich an einem Felsen, die Yaks wühlten halb entladen im Schnee und knabberten an den spärlichen Grashalmen, die Treiber bauten eine Pyramide aus getrockneten Mistfladen und schürten ein Feuer an. Henry Napoleon hockte in der Nähe und nahm etwas aus der Tasche mit den Nahrungsmitteln.

Er kam zu mir und bot mir Zwieback mit einem Stück blassgelben Käse an. „Cheddar“, sagte er. „Du hättest was zum Frühstück essen müssen, kein Wunder, dass dir schlecht wird, wenn du mit leerem Magen in die Berge gehst. Entschuldige, falls ich zu schroff war.“

Danke, würgte ich mit einem plötzlichen Klumpen Rührung in der Kehle hervor.

„Keine Ursache“, winkte er großzügig ab. „Dazu sind wir ja da, oder, wir Amerikaner, um den Entwicklungsländern mit Darlehen zu Hilfe zu kommen, wenn ökonomische Kälte über sie kommt und sie schwindlig werden.“

Mir fehlte die Kraft zum Lächeln; ich biss in den Käse.

Schon nach zwei Bissen hob sich mir der Magen. Ich wankte hinter den Felsen und erbrach mich. Auch als ich nichts mehr im Magen hatte, ließ der Brechreiz nicht nach. Henrys Worte über die amerikanische Hilfe und der Käsegeschmack weckten in mir die Erinnerung an

einen Moment in meiner Kindheit, als ich genau so auf allen vieren gekauert war und versucht hatte „Cheddar cheese, donated by the people of the United States of America“ zu erbrechen – Käse, den ich mir in einem Anfall von Hunger (wegen meiner kranken Mutter, die kein Brot backen konnte) in eine grüne Paprika gestopft und mich daran überfressen hatte.

Mein Blick fiel auf meine klammen Finger, mit denen ich mich auf den Boden stützte. Mich traf eine Erkenntnis: Das sind die Hände, mit denen ich mich auf den Grasboden im Obstgarten des Nachbarn gestützt habe! Das sind die Hände des Kindes, das ich war, und die Hände des Alten, der ich sein werde.

Und die Zeit, die dazwischen liegen sollte? Die Zeit, die mein Leben wirklich machen sollte, wohin ist sie verschwunden? Wohin ist das verschwunden, was mein Leben gewesen ist (ist es überhaupt gewesen)? Ich bin noch ein Kind, das sich in untröstlichem Hunger an fremdem Käse überfressen hat. Was ich jetzt zu erbrechen versuche, sind Ideen, die mein geistiger Magen nicht ertragen kann. Ich würde gerne Yogananda erbrechen. Er hat mich vergiftet. Er ist zu schwer, zu fett für mich. Mutter Europa ist krank geworden und kann mir kein Brot mehr backen. Yogananda war meine Paprika mit Käse. Er hat mich mit einer Masse von Ideen vollgestopft, die mein System nicht resorbieren und in Energie umwandeln kann – vielleicht deshalb, weil ich sie nicht gründlich genug gekaut habe. Oh Gott, stöhnte ich auf.

Ein tosender Lärm antwortete mir, der irgendwo zwischen den Bergen seinen Ursprung hatte und sich mit dem Echo entfernte und verstummte.

„Eine Lawine“, erklärte Henry. Er zeigte in den Abgrund hinter dem Felsrand. In einer breiten Senke blitzte in den Lichtstrahlen, die die Nebelschicht durchschlugen, ein blauer See auf. In ihm ruhte das Spiegelbild der schneebedeckten Gipfel.

Dann begann das Spiegelbild zu flimmern, zerbrach und setzte sich neu zusammen zum Bild eines Gesichts. Aus dem See grinste mich der alte Yogi herausfordernd an. „Verswinde“, schrie ich. Er lachte und das Lachen hallte zwischen den Bergen wider wie eine Abfolge tosender Lawinen. Ich stand auf.

„Mystagoge!“, schrie ich.

„Mysta-gog-gog-gog-gog-gog“, antwortete das Echo und entfernte sich und machte einem boshaften Lachen Platz. Ich bekam Angst, ich hätte mein Leben zerstört. „Lass mich, lass mich, lass mich in Ruhe!“, schrie ich,

um das Lachen zu übertönen, „lass mich, lass mich“, flehte ich es an und raufte mir die Haare. „Sei verflucht-ucht-ucht-ucht-ucht-ucht...“

Das Lachen ging in höhnisches Gelächter über und in einem plötzlichen Wutanfall stürzte ich in Richtung des Felsrandes, entschlossen, in dieses Höllengesicht zu springen und ihm die Augen auszukratzen.

Wieder war es, als sähe ich einen Stummfilm in Zeitlupe; ich sah, wie sich die Gesichter der Treiber zu einem verwunderten Ausdruck verzogen und dann

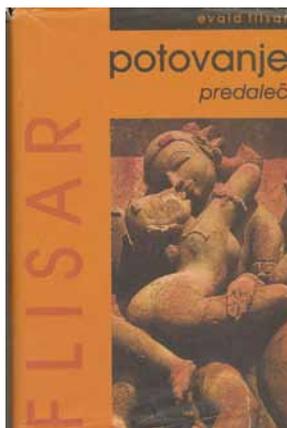
zu Ungläubigkeit und Angst, ich hörte, wie Henry aufschrie, und schon sah ich den alten Tibetaner, wie er mit langen Schritten durch den Schnee zog, um mich abzufangen, ich sah, wie ihm der Hut durch den Ruck des ersten Schrittes vom Kopf in den Nacken rutschte, und dann umklammerten von hinten zangenartige Hände meine Knie, sodass ich der Länge nach hinschlug; ich spürte, wie sich erneut eine Nadel in meine Pobacke schob.

Das Lachen entfernte sich.

Eine philosophische Liebesgeschichte

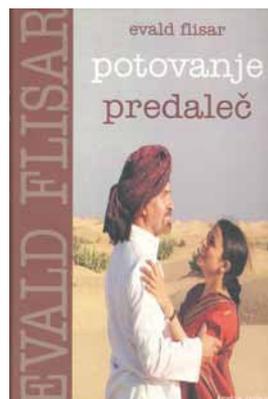
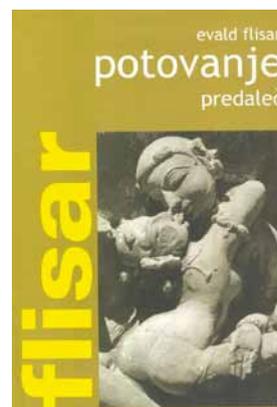
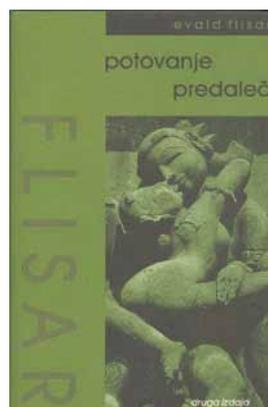
Evald Flisar

Reise zu weit



REISE ZU WEIT (Originaltitel *Potovanje predaleč*) ist eine Fortsetzung des phänomenal erfolgreichen *Zauberlehrlings* (*Čarovnikov vajenec*). In diesem gleichermaßen beliebten Buch (fünf Ausgaben in zehn Jahren, Nominierung für den *Kresnik*, den slowenischen „Booker“-Preis, 1999, und, auf dem Roman basierend, eine erfolgreiche siebenteilige Fernsehserie, am Schauplatz Indien gedreht),

kehrt der „Zauberlehrling“ – dessen Können sich abgenutzt hat – auf den Subkontinent zurück, um seinen Guru zu finden und mit seiner Hilfe die Ausbildung zu vollenden, die ihm ermöglichen soll, mehr durchs Leben zu gleiten denn zu trotten. Es muss nicht extra erwähnt werden, dass seine Suche nach dem alten wandernden Heiligen beinahe lächerlich wirkt in einem Land mit über einer Milliarde Einwohner, was ihm auch immer wieder von dem schönen indischen Mädchen Sumitra vor Augen geführt wird, die ihn auf seiner Reise auf der Suche nach Sinn und sich selbst begleitet. Was zunächst eine erotische Beziehung über Kulturgrenzen hinweg zu werden verspricht, wird bald zu einer neuen Phase der „Ausbildung“, nur ist in diesem Fall nicht paradoxe Rationalität der Lehrer, sondern intelligente Emotion oder „feminine Weisheit“, vermittelt von einem weisen und sinnlichen Mädchen, das Anima, Indien und die Frau gleichermaßen repräsentiert. Sie lehrt unseren Helden, nicht explizit, sondern durch ihr eigenes Beispiel, die Welt nicht zu *verstehen*, sondern sie zu *lieben* und zu *akzeptieren*, indem er sich in das Unvermeidliche fügt, so, wie es Prinz Arjuna in der *Bhagavad-gita* getan hat. Der Held jedoch bemerkt schon in einem ziemlich frühen Stadium seiner Suche, dass sein Antrieb nicht das Verlangen nach Kapitulation ist, sondern die Eroberung durch Fantasie; nicht, die Welt zu entdecken, sondern sich eine nach seinen Vorstellungen zu erfinden. So stellt er sich nicht nur oft Menschen vor, die später wirklich werden, sondern auch, dass er Marco Polo auf der Reise durch Asien an den Hof des Kublai Khan ist. (230 Seiten)



Der Roman ist die elegante und geistreiche Erzählung einer Reihe von Versuchen, das eigene falsche Selbstbild zu verleugnen. Dazu kommt des Autors Analyse der Gottsuche und des essenziellen menschlichen Zwiespalts, der dem rationalen europäischen Verstand (vom Erzähler schlicht Luzifer genannt) so viel zum Nachdenken gegeben hat, dass er die gesamte westliche Kunst und Philosophie infiziert hat. Flisar vernichtet kurzerhand das westliche Persönlichkeitskonzept ...

Igor Bratož, *DELO*

Flisars meditative Reisegeschichte baut ihre Bedeutung und ihren Zweck auf der fragilen Trennlinie zwischen Fiktion und Realität auf, verbindet eine bunte Serie von Ereignissen miteinander, sowohl erfundene als auch reale, und bedient sich dabei erfolgreich der Form des pikaresken Romans. Eine zarte Liebesgeschichte wird mit dem Wachsen der Lebensphilosophie des Erzählers verflochten. Der Reisende in die spirituelle Welt des Ostens versucht – in einer Reihe komplizierter Begegnungen – sich selbst zu erneuern, indem er sich seiner durchbrennenden Fantasie ergibt und ein anderer wird ...

Dr. Helga Glušič, *SLOVENIAN STORY*

In diesem Roman zieht Flisar den Leser wieder, diesmal auf andere Weise, in ein unwiderstehliches Abenteuer der Suche nach dem Sinn des Lebens hinein. Und zugleich in das gleichermaßen attraktive und unsichere Spiel der Untergrabung der Regeln des Erzählens, das, neben realen Ereignissen und Menschen, eine magische Welt kreativer Fantasie einführt, in der das wirkliche Leben mit Träumen und Visionen verschmelzen darf ...

Josip Osti, *SODOBNOST*

Potovanje predaleč / Reise zu weit

(Auszug)

Ich beschließe, ihr einen neuen Sari zu kaufen. Ich sitze auf der Schwelle einer Schneiderwerkstatt in einem Fischerdorf an der Südküste von Goa und sehe zu, wie in dem Lichtstrahl, der durch die offene Tür fällt, und im schartigen, mit Fliegendreck bedeckten Spiegel die drei ausgewählten Stücke Stoff zugeschnitten werden. Denn ein Sari, dieses wundersame Produkt der indischen Fantasie, ist nur ein Stück Stoff, das sich unter geschickten Frauenhänden in einer geheimen Abfolge von Falten und Knicken und Umklappen und Umkrepeln in ein elegantes Kleidungsstück verwandelt, das sich dem Körper von den Schultern bis zum Knöchel anschmiegt und selbst der verbeultesten Frau eine ungeahnte Würde verleiht.

Und während ich sie betrachte und aufmunternd lächle als Antwort auf ihre Blicke, die sie immer wieder fragend auf mich richtet, kann ich nicht anders als fühlen, wie sehr diese Kleidung zu ihr gehört, wie sehr sie sich darin zu Hause fühlt, wie erst im Sari ihre Schönheit in ihrer ganzen Natürlichkeit erstrahlt: als hätten sie einander geformt, sie den Sari und der Sari sie. Der Sari ist Indien, sie probiert Indien an, verschiedene Indien, aber alle sind ihre, in allen ist sie zu Hause.

Noch nie habe ich so brennend gespürt, wie sehr sie ein Teil dieses Landes ist, wie alles Indische, Heutiges und Vergangenes, allem, was sie ist, ein unauslöschliches Zeichen eingepägt hat: ihren Gesten, ihrer Haltung, ihrem Gang, ihren Gedanken, ihrer Seele. Vielleicht hat sie wirklich in London studiert (und es gibt keinen Grund, ihr das nicht zu glauben), vielleicht hat sie wirklich die guten und schlechten Gewohnheiten Europas gekostet und kann locker mit solchen Begriffen wie „Unfreiheit in der Identifikation“ umgehen, mit der gleichen ungezwungenen Selbstverständlichkeit wie tausende Studenten der Psychologie, aber unter dieser angenommenen Schicht ist sie ein Tropfen Wasser in einem großen Fluss, der seinen Ursprung

vor dreitausend Jahren hat und durch die Zeit läuft als dröhnende, chaotische Unbegreiflichkeit, sich selbst unbekannt, anderen unbekannt, mit sich selbst auf Kriegsfuß, eitel und zugleich demütig, durchgeistigt und hemmungslos sinnlich, ein Strudel der Kontraste, in dem die Fülle, der Überfluss seiner widersprüchlichen Götter noch am wenigsten überrascht.

All das ist sie. In ihr verehere ich Indien, mein Wunsch, mich ihr anzunähern, sie zu haben und zu beherrschen, ist das Verlangen nach der Beherrschung Indiens, wohin ich schon seit so vielen Jahren komme, es aber weder finden noch beherrschen kann, weil es ewig anders ist, immer mehr das aller anderen als meines, aber auch ewig versprechend, dass es sich einst in weiß Gott welcher Zukunft, nach ich weiß nicht wie vielen Reisen oder Reinkarnationen, ergreifen und begreifen lässt.

Wenn ich Sumitras Bewegungen beobachte und ihre Augen, wie sie sich im Spiegel beurteilen, sich schmeicheln, sich rügen, sich abwägen, sich ablehnen, sich begeistern, akzeptieren, dann wieder zweifeln und das zuvor Abgelehnte ausprobieren, nähert Indien sich mir mehr als je zuvor und mein Verlangen nach ihm, nach dem Begreifen seiner unbegreiflichen Geheimnisse, offenbart sich mir als das männliche Verlangen, das Weibliche zu begreifen, nach der Entlarvung dessen, was ich als kleines, verkümmertes Organ in mir trage, dem es, gefangen in der Männlichkeit, nicht möglich ist, auszureifen.

Um sie vor der Verkäuferin nicht in Verlegenheit zu bringen, verberge ich meine Gefühle und sehe sie nicht die ganze Zeit an, sondern lese zwischendrin etwas in der *Bhagavad-gita*, die mitzunehmen ich in letzter Zeit, seit ich Arjuna geworden bin, nie vergesse.

„Wonnen, die äußeren Verbindungen entspringen, bringen Schmerz; sie haben ihren Anfang und ihr Ende. Der Weise wird in ihnen keine Befriedigung suchen.“

Die Momente sind nicht selten, in denen ich mir wünsche, einfacher gebaut zu sein, mehr ein Serienprodukt, mehr eine menschliche Standardmaschine zur Verarbeitung von Essen und Abfall, „ein Kerl“, wie man so sagt, der gerne isst, trinkt und nachts ruhigen Gewissens wegschnarcht, und dem jeder neue Tag ohne Mühe zu einer Wiederholung des vorigen wird. Und des öfteren scheint es mir, als sei die Sehnsucht nach dem Abstieg, nach dem Rückzug in die Niederungen des Fühlens und in die warme Höhle der Unaufgeklärtheit ein Fingerzeig Gottes, der mir zu sagen versucht, dass das Irren durch ein Labyrinth von Zweifeln

und Selbstkontrolle nicht der einzige Weg in sein Reich ist: dass es einen besonderen Eingang gibt für jene, die nur über das Alltägliche, die notwendigeren Dinge nachdenken: einen Nebeneingang fürs Personal.

Als wir uns zu einem Spaziergang durch das Dorf und zu den Sanddünen aufmachen, hinter denen das vom Wind aufgeschäumte Meer wütet, scheint mir dieser Nebeneingang so verlockend, dass ich geradezu Erleichterung verspüre, als ich erkläre, dass ich nie ein Heiliger sein werde. Und als sie mich fragt, warum nicht, öffne ich die *Bhagavad-gita* und lese ihr vor:

„Wer sich zu allen gleich verhält – zur Geliebten, zum Freund und zum Feind; zu gleichgültigen und zu feindseligen Menschen; zu Fremden und zu Landsleuten; zu tugendhaften und zu sündigen Menschen, der ist ein Heiliger.“

Neckisch zieht sie mir das Buch aus den Händen, öffnet es und liest:

„Dem, der immerzu an mich denkt, und an nichts anderes; solch einem treuen Verehrer, oh Arjuna!, bin ich stets zu Diensten.“

Auch wenn der Gott Krishna diese Worte an Arjuna gerichtet hat, klingen sie in meinen Ohren wie die Einladung einer Frau an einen Mann. Nach all den Andeutungen mit den Bananen, nach all den flüchtigen und bisweilen auch zurückhaltenden Berührungen (als testeten wir jeder damit unseren Mut und schätzten unser Risiko ab), nach diesen Küssen auf die Stirn, mit denen wir uns unsere Menschlichkeit verziehen und unser gegenseitiges Vertrauen bestätigt haben, steigt in mir die neugierige Frage auf, wie es wäre, wenn wirklich das geschähe, dem wir bislang so geschickt ausgewichen sind.

Wer würde den ersten Zug machen?

„Schau, die Wellen!“ ruft sie aus, als wir an den Strand kommen. „Gehen wir schwimmen?“

„Jetzt?“, ich wundere mich. „Diese Wellen sind gefährlich, die Strömung kann dich schnell abtreiben. Und überhaupt haben wir gar keine Badesachen dabei.“

„Die brauchen wir doch gar nicht.“

„Und was ist mit den Fischern, den Dorfbewohnern, anderen Badenden?“ Allerdings glaube ich ohnehin nicht, dass sie es ernst meint.

„Hier ist weit und breit niemand“, sie zeigt auf den fast leeren Strand. *Fast* leer. Die Siebzigerjahre mit ihrer Hippie-Entblößtheit sind schon lang vorbei; ein Einheimischer, der nicht weit von den ersten Häusern auf eine nackte Inderin und einen unbekleideten Europäer trafe, würde sofort das ganze Dorf zusammenrufen und sie würden mit Stöcken und Steinen kommen und uns lynchen.

„Dann gehen wir eben einen halben Kilometer weiter, dorthin, wo wir das letzte Mal die Wolken beobachtet haben.“

„Du meinst das doch nicht ernst“, ich sehe sie an.

„Wovor hast du Angst?“, lacht sie.

In ihrer Stimme nehme ich ein seltsames Zittern wahr; die Anspannung von jemandem, der auf dem Flur eines Krankenhauses auf einer Liege wartet, dass man ihn in den Operationsaal bringt.

Dabei bräuchte vor allem ich die Narkose, dem sich die Schritte auf dem Weg dahin, wo ihr der Nudismus am sichersten erscheint, so sehr verknoten, dass ich ein paarmal beinahe stolpere und in den Sand falle. Das ist nicht gut, brausen die erregten Gedanken in mir, das ist nicht der richtige Moment, wir müssen das verschieben ...

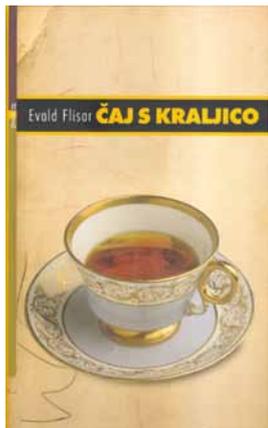
Und jetzt baden wir. Die Sonne funkelt auf den Wellenkämmen, die in ungeordneten Furchen vom Horizont her kommen, einander überholen, darum wetteifern, welche uns zuerst erfassen wird, uns wie zwei Korken gen Himmel wirft, uns beim Fallen in das Gerausche ihrer Unterwassermacht hüllt und uns in Richtung Ufer ausspeit oder sich über uns wirft und uns mit sich in gefährliche Tiefen zieht, der nächsten Welle entgegen, die uns, wenn wir sie im richtigen Moment besteigen, mit zurück ans Festland nimmt.

Wir schreien und kreischen vor Freude; das erste Mal, seit wir uns kennen, sind wir zusammen im Meer.

Die Sonne tanzt in unseren Augen.

Evald Flisar

Tee mit der Königin



TEE MIT DER KÖNIGIN (Originaltitel *Čaj s kraljico*), nominiert für den *Kresnik*, den slowenischen „Booker“-Preis, 2005, spielt im London der Sechziger- und frühen Siebzigerjahre. Unter den abenteuerlustigen Ausländern, die es in die Stadt der Verheißung zieht, sind auch Vili Vaupotič, ein junger slowenischer Maler, der mit der großen Hoffnung dort ankommt, dass in zwei oder drei

Jahren seine Bilder in der Tate Gallery hängen werden, während er selbst zur jährlichen Teegesellschaft eingeladen wird, die die Queen für erfolgreiche Einwanderer gibt (Sir William Wowpotitch?); Sandrina, eine mysteriöse Schönheit von der Kanalfähre, die Willlys Muse wird und seine Beziehungen zu anderen Frauen schicksalhaft beeinflusst; Cleopatra el-Kaffash, „eine arabische Gewichtheberin“ aus Alexandria, die nach London gekommen ist, um einen Ehemann zu finden, idealerweise einen Aristokraten, „aber obere Mittelklasse geht auch“ (sie muss bis zur Heirat Jungfrau bleiben, also bittet sie den entgegenkommenden Willy, ihr die Bedeutung des Wortes *fellatio* näherzubringen); Alexej Iwanowitsch Solouchin („nenn mich einfach Dostojewski“), ein mutmaßlicher Flüchtling aus einem sibirischen Gulag, ein ambitionierter, aber erfolgloser Schriftsteller, der ein zweiter Nabokov werden will, ein impulsiver Spieler mit dem Leben, der sich täglich neu erfindet; und viele mehr ... Und schließlich ist da Lord William Hattersley, ein exzentrischer Kunstliebhaber, der Willy aus dem Kampf ums Überleben in die Höhen von Anerkennung und materiellem Wohlstand emporhebt. Ob der junge Maler jetzt wohl glücklich wird? (280 Seiten)

Flisars neuester Roman ist eine bittersüße Geschichte von verlorenen Illusionen, reich an unerwarteten Wendungen und (Selbst-)Reflexionen. Die äußere Erzählung ist lediglich ein Mittel, mit dem der Autor vor den Augen des Lesers „einen Strom jener Aspekte schafft, die die meisten Menschen wegen ihres mit Belanglosigkeiten überladenen Bewusstseins nicht mehr wahrnehmen“. In den bewundernswerten Fluss des Romans ist „eine Kakophonie aggressiver Töne“ eingestreut, die sich mit Gewalt ihren Weg von außen in das Bewusstsein der Figuren bahnen und deutlich machen, dass „die äußere Realität freundlicher ist als die Realität unserer Seelen“. Eine empfehlenswerte Ergänzung jeder Bibliothek ...

Milan Vincetič, *VECER*

Tee mit der Königin ist gekennzeichnet durch den einzigartigen Humor seines Autors. Und weil Leser diesen Humor in Kombination mit Erzählungen mögen, die einen Sinn und Zweck haben, ist es kaum überraschend, dass Flisars Romane viel gelesen werden. Ein ähnliches Glück ist auch für *Tee mit der Königin* in Aussicht, das, im Hinblick auf erzählerische Meisterschaft, sogar seinen legendären *Zauberlehrling* übertrifft, den meistgelesenen Roman eines slowenischen Autors der letzten zwanzig Jahre ...

Josip Osti, *SODOBNOST*

Als Geschichtenerzähler ist Evald Flisar unwiderstehlich, er zieht die Leser augenblicklich in eine Art Verschwörung hinein, wobei sie Vergnügen an den Figuren finden, Hand in Hand mit ihnen auf dem großen Schachbrett, sozusagen ... In dieser Hinsicht ist *Tee mit der Königin* eine luxuriöse, lebhaftere Geschichte über die ewige menschliche Fehlbarkeit, über unsere blinden Flecken und Hoffnungen, Fehler und Sorgen; in anderen Worten, so universal, wie eine Geschichte nur sein kann. Dank des außerordentlichen Gefühls, das der Autor für Nuancen, Dialog und dramatisches Fabulieren an den Tag legt, ist sogar ein Roman dieser Länge ein Lesegenuss ...

Igor Bratož, *DELO*

Flisars neuester Roman ist eine sehr gut lesbare Ode an die Megalomanie, an Gelüste, die, in der Hölle ihrer Irrationalität, karnevalistische Ausmaße erreichen ... Die explosive Mischung legt die Konturen von nichts Geringerem als einem Pop-Art-Fresko frei, während sie durch und durch eine hedonistische Meditation über die Möglichkeiten bleibt, die nur den leidenschaftlichen und den Mutigen offenstehen, jenen, denen es gelungen ist, Lieblinge des Glücks zu werden ... Flisars Roman ist ein wahres Fest menschlicher Irrungen, falscher Hoffnungen und farbenfroher Nichtse ...

Lucija Stepančič, *SODOBNOST*

Čaj s kraljico / Tee mit der Königin

(Auszug)

Als ich Mrs. Hudson sagte, ich brauchte ein Boot, mit dem ich nach Belieben, jederzeit und bei jedem Wetter über die Themse von einem Ende Londons zum anderen fahren kann, fühlte sie mit der Hand meine Stirn. „Fieber hast du keines, aber du redest, als seist du krank.“

Ja, gab ich zu, ich bin krank, jeden Tag mehr, aber das ist keine neue Krankheit, sie hat mich schon des Öfteren heimgesucht, und jedesmal überstehe ich sie nur, indem ich mich ihr hingebe. Diese Krankheit, um ein plattes Wort zu verwenden, nennt sich Inspiration. Ich würde gerne alle siebenundzwanzig Londoner Brücken malen. (Ich wagte nicht, ihr zu sagen, dass ich gerne die Vergangenheit malen würde; das schien in diesem Augenblick sogar mir ein Anzeichen von Wahnsinn, obwohl ich wusste, dass ich diesem Drang, der zur treibenden Kraft meines Lebens geworden war, nicht entkommen konnte.)

„Ist dir bewusst, wie weit es von einem Ende der Stadt zum anderen ist? Siebzig Kilometer! Und wer wird dir Bilder von den Londoner Brücken abkaufen? Die bekommt man für ein paar Pennys auf Postkarten.“

Ich entgegnete, dass es mir egal sei, ob sie jemand kaufen würde; es könne passieren, dass ich sie überhaupt nicht verkaufen will. Ich wolle sie malen, weil ich keine Wahl hätte; so sei es mir befohlen worden.

„Normal seid ihr nicht, ihr Künstler“, sagte sie, doch ohne die Spur eines Vorwurfs, beinahe, so schien es mir, geehrt, eines dieser seltenen Tiere unter ihrem Dach zu haben.

Vili hatte wirklich, und das sah ihm ähnlich, in seiner Ungeduld die praktischen Aspekte seiner geplanten Flussexkursion völlig außer Acht gelassen. Zum Beispiel den, dass man ein Boot nicht so einfach mieten kann wie ein Auto. Und dass niemand auf die Themse darf, der keine Prüfung abgelegt hat. Und überhaupt braucht man einen Steueremann, wenn man auf dem Boot malen möchte; ohne eine feste Hand am Steuer

treibt einen die Strömung schon innerhalb weniger Minuten ab oder lässt einen gegen einen Brückenpfeiler oder ein anderes Wasserfahrzeug prallen. Und Brücken kann man schließlich auch vom Ufer aus malen; wozu also ein Boot?

Nein, Vili beharrte auf seinem Standpunkt, vom Ufer aus könne jeder die Brücken malen; er wolle sie vom Wasser aus malen, von unten nach oben, in Bewegung.

„Ich kann mich ja mal erkundigen“, sagte die Frau im Minirock, „ich bin nämlich Mitglied im Bootsclub von Chiswick.“ Und ihre Augen leuchteten dunkel auf, als wolle sie sagen, schau, was für eine Verbündete du in mir hast. In ihrem Blick las Vili erneut den Hinweis, dass er für etwaige Hilfe und Dienste würde zahlen müssen, so waren die Regeln dieser Welt, in die er gekommen war, *there is no free lunch in a free-market society*.

Überrascht stellte er fest, dass er trotz aller Bedenken auch dazu bereit war: *kingdom, kingdom for a boat*. Aber die Dame hatte neben einer möglichen Belohnung für sich auch den Preis für das Boot im Sinn. „Für weniger als zwanzig Pfund am Tag wird schwer eins zu bekommen sein.“

Vili überraschte der Preis, aber er machte in Gedanken gleich eine Rechnung auf: Er würde mindestens zwei Wochen brauchen, vierzehn mal zwanzig, vielleicht noch einen Tag dazu, dreihundert Pfund, die Hälfte dessen, was er noch übrig hatte. Obwohl er wusste, was das bedeuten würde (wenn er in ein paar Monaten immer noch kein Bild verkauft haben würde, müsste er hungern oder seine Niederlage eingestehen und nach Hause zurückkehren), sagte er ohne zu zögern: In Ordnung, kann ich das Boot schon morgen haben?

Maria Hudson konnte nicht aufhören, über seine Verbissenheit zu staunen. In ihren Augen war ein Hauch von Angst zu erkennen, gemischt mit Respekt, in ihrem rituell leeren Vorstadtleben hatte sich offenbar noch nichts ereignet, das sie so deutlich das Vorhandensein einer göttlichen Vision in einem Menschen hatte spüren lassen.

„Gut“, hauchte sie wie ein sentimentales junges Mädchen. „Wir werden sehen, was sich machen lässt.“

Noch am selben Abend lud sie mich in den Bootsclub am Themseufer in Chiswick ein. Sie verlangte, dass ich mich anständig anzog und die Schuhe mit den vergoldeten Schnallen trug, obwohl ich schon längst festgestellt hatte, dass ich damit überwiegend Gelächter hervorrief.

Doch im Bootsclub versammelten sich hauptsächlich Snobs, das wurde mir schon fünf Minuten nach unserer Ankunft klar. Die Frauen sprachen in einem blechernen, hochnäsigen Ton, der zumindest in meinen Ohren so klang, als äfften sie jemanden nach und machten sich über ihn lustig („Oh, really?“, „Oh no!“, „Great!“, „Charming!“, „Oh, I can't be bothered!“, „Singularly uninteresting!“ usw.), die Männer hingegen brummten und murmelten – und benahmen sich allgemein so, als seien sie bezahlte Dienstboten ihrer Frauen, obwohl aus den mitgehörten Gesprächen hervorging, dass sie diejenigen waren, die das Geld verdienten und über die meisten Angelegenheiten entschieden.

„Das ist Schiwago“, stellte mich Mrs. Hudson vor, stolz auf ihren Untermieter, der auf der Stelle freundliche Blicke der anwesenden Damen auf sich zog, während ich in den Augen ihrer Männer ein argwöhnisches Abwägen beobachtete, ob ihnen dieser langhaarige Junge gefährlich werden könnte. Vili unterdrückte seinen Wunsch, sich in die Brust zu werfen und von der Dame würdigen zu lassen; er verstellte sich geradezu, da ihm mehr als klar war, dass die Männer hier darüber entschieden, was mit den Booten geschah.

Mrs. Hudson sprach den ganzen Abend nur über mich und verbreitete dabei viele Halbwahrheiten und Lügen, all das jedoch in dem Wunsch, einen romantischen Helden aus mir zu machen (obwohl ich nicht wusste, ob sie das deshalb tat, damit ich ein Boot bekam, oder um ihren „Clubwert“ zu steigern, mir war nämlich ziemlich schnell klargeworden, dass die meisten der Frauen und auch einige Männer dachten, dass ihr interessanter Untermieter eigentlich ihr Liebhaber war). Daher war ich also nicht nur unter dem Schutze der finsternen Nacht über die Grenze *geflohen*, sondern hatte unterwegs noch zwei Grenzposten *erwürgt*; und das hatte ich nicht aus dem Wunsch nach Freiheit und einem besseren Leben herausgetan, sondern aus Angst vor den *tödlichen* Qualen im kommunistischen Kerker, weil ich der Ehre wegen, wie mir das mein Umfeld vorschreibt, einen Soldaten getötet hatte, der meine junge Frau vergewaltigt hatte, die sich, im dritten Monat schwanger von mir, daraufhin aus Scham *das Leben genommen* hatte.

„Oh no“, riefen die Damen aus. „Amazing!“, „Well done!“, „How brutal!“, „Poor boy!“, „What a story!“ Einer der Herren fügte ein „Good chap!“ hinzu. Der Mythos, den Mrs. Hudson in weniger als einer halben Stunde um mich gestrickt hatte, überschritt so offen-

sichtlich die Grenze zum Absurden, dass mit Sicherheit niemand im Club wirklich daran glaubte, zugleich aber konnte beziehungsweise durfte das niemand zeigen, da größere oder kleinere Übertreibungen offenbar allgemein als Bestandteil des Clublebens angesehen wurden. Obgleich ich selbst zur Übertreibung neigte, wenn ich im Wunsch nach Selbstbestätigung Geschichten über mich erfand, fühlte ich mich durch den unrealistischen, beinahe karikaturhaften Abriss meines Lebens beschämt und lächerlich gemacht; am liebsten hätte ich der albernen Frau die Faust zwischen die Zähne gerammt und wäre würdevoll aus dem Club geschritten.

Aber das Bedürfnis nach einem Boot war so akut, dass ich auch den Verlust meiner Würde ruhig über mich ergehen ließ, in einem Club, von dem ich wusste, dass ich ihn nie wieder betreten würde! Überhaupt ähnelte alles, der Club und die Menschen darin und ihre Gespräche, so sehr einem Alptraum, dass sich die Verlegenheit überhaupt nicht in mich hineinfraß; sie blieb, eine unangenehm riechende klebrige Masse, an der Hautoberfläche. Das einzig Wirkliche war das Boot, und dieses wurde umso unwirklicher, je länger Mrs. Hudson erklärte, wozu ich es eigentlich brauchte. Waren die Clubmitglieder noch bereit gewesen, mit großer Reserviertheit die Geschichte meines Durchbruchs durch den Eisernen Vorhang anzuhören, schien ihnen meine Idee, Brücken von einem schaukelnden Boot auf der Themse aus zu malen, so „impractical“, „excessive“, „extravagant“ und sogar „loony“, dass sich am Ende keiner bereit erklärte, sich als Kunstmäzen hervorzutun, nicht einmal für zwanzig Pfund am Tag.

Niemand unter den Erwachsenen. Zum Glück jedoch war dort auch der siebzehnjährige Sohn des Direktors einer Bankfiliale in Chiswick, ein blasser Junge mit abstehenden Ohren namens Jimmy, der, wie es sich für einen Siebzehnjährigen in einem Erwachsenenclub gehört, äußerst wortkarg war, wenn er aber überhaupt einmal etwas sagte, nahm er dazu so viel Anlauf, als wolle er einen Hundertmeterlauf gewinnen, und das über die Hürden von Wörtern, die er unterwegs stammelnd umwarf, niedertrampelte, über den Haufen rannte und so furchtbar aufeinanderhäufte, dass beinahe niemand verstand, was er sagen wollte. Natürlich gestatteten es die Regeln der Clubgesellschaft nicht, darüber zu sprechen, denn dann hätte man zugeben müssen, dass der Junge einen Sprachfehler hatte, das jedoch hätte, wie ich später feststellte, an „bad taste“ gegrenzt, welchen sich die Mittelschicht in ihrer Übernahme der

Gewohnheiten der Oberschicht nicht erlauben konnte. Daher taten alle so, als verstünden sie, was der arme Jimmy sagen wollte, nickten freundlich und stimmten ihm zu, niemand jedoch reagierte auf seine Worte mit einer konkreten Antwort, mit Ausnahme seines Vaters, der das Gestottere seines Sohnes zumindest zur Hälfte verstanden hatte.

Da ich den Eindruck gehabt hatte, dass nur Jimmy alle Details über meine Flucht geglaubt hatte, überraschte es mich nicht, als er anbot, mich mit dem Boot seines Vaters über den Fluss zu rudern. Natürlich konnte ich seinem Wörterrennen nicht folgen, das Wesentliche seines Angebotes schloss ich aus den Einwänden seines Vaters.

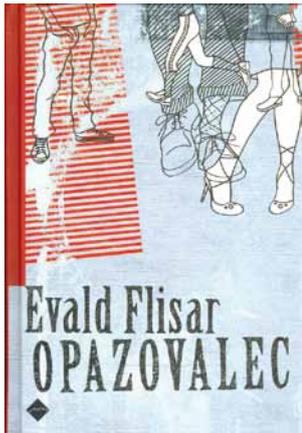
„Nette Geste, Jimmy, aber schlag dir das gleich aus dem Kopf. Erstens hast du keine Prüfung, zweitens musst du deiner Mutter helfen, drittens ist so etwas nicht ungefährlich. Und viertens ist das alles nur ein Scherz, denn niemand, der auch nur halbwegs normal ist, würde sich so etwas vornehmen. Schau, alles, was der Knabe gern malen würde, wurde schon millionenfach gemalt und reproduziert.“

Er zeigte auf den Kalender an der Wand, *The Thames Boating Calendar*, der in der Tat Reproduktionen von Bootsgemälden alter englischer Meister zeigte, inklusive Brücken.

„Nicht wahr, Maria, das ist alles nur ein Scherz?“, wandte er sich an Mrs. Hudson.

Evald Flisar

Der Beobachter



DER BEOBACHTER (Originaltitel *Opazovalec*, nominiert für den *Kresnik*, den slowenischen "Booker"-Preis, 2010), ist ein meisterhaft spannend geschriebener Roman; ein Kritiker hat ihn als metaphysischen Thriller bezeichnet. Der zweiundzwanzigjährige Simon Bebler, versunken in den imaginären Welten von Romanen und Filmen, erfährt,

dass er unheilbar krank ist und höchstens noch ein Jahr zu leben hat. In diesen knappen Zeitraum gedenkt der junge Literaturstudent alles zu stopfen, was das Leben demjenigen zu bieten hat, der das Glück hat, neunzig zu werden. Da er dazu neigt, sich selbst in den Rollen seiner Lieblingsfilmschauspieler zu sehen, plant er, wenigstens ein paar der Geschichten zu erleben, die er gelesen oder auf der Leinwand gesehen hat, alle nur möglichen mentalen und physischen Zustände zu durchlaufen, gut und schlecht, moralisch und amoralisch, düster und sonnig, positiv und negativ. Er will nicht in dem Bewusstsein sterben, seines Lebens beraubt zu sein, also beginnt er, ein Leben zu seinem Vorteil zu inszenieren. Doch kaum hat das Drama begonnen, verliert er auch schon die Kontrolle und steht vor der Frage, ob er in den Ereignissen die Oberhand behalten kann oder früher oder später als deren Opfer enden wird. Er findet sich inmitten unerwarteter Geschehnisse in New York wieder, wo er ungewöhnliche Menschen trifft, darunter Al Pacino, Bruce Willis, Woody Allen, Uma Thurman ... Sind sie die, die sie zu sein scheinen, oder sehen sie nur ihren berühmten Namensvettern ähnlich? Wer zieht die Strippen in diesem Spiel mit dem Schein? Flisars Erzählmaschinerie stellt die Fragen schneller, als seine Figuren die Antworten liefern können. (250 Seiten)

Der Schlüssel zu diesem Roman, der von der Leere der Welt erzählt, die uns zu blinden Gefangenen traditioneller wie moderner starrer Überzeugungen gemacht hat, sollte in den kleinen Schachteln zu finden sein. Zum Öffnen der Schachteln bedarf es nur eines bizarren Anfangsmoments: bei Auster eine falsche Telefonnummer, bei Flisar eine falsche Diagnose ... Flisar hat erneut bewiesen, dass er ein Meister des Geschichtenerzählens und der plötzlichen Wendungen ist, die häufig die Welt um uns aus dem Gleichgewicht bringen, aber oft nur in unserem Kopf stattfinden, wo wir zu viele Geheimnisse haben und nicht genügend Informationen ...

Milan Vincetič, VECER

Eine solide, attraktive Handlung ist – neben seinem geschliffenen Stil und unnachahmlichen schwarzen Humor – eines der Hauptmerkmale von Flisars Schreiben. Strukturell gesehen könnte man sagen, dass Flisars „metaphysischer Thriller“ auf zwei ineinandergreifenden Achsen läuft: die eine ist die Frage nach dem Sinn des Lebens (oder eher danach, welchen Sinn es hat, weiterzuleben), die andere eine detektivische Suche nach dem Sinn der Handlung, die den Helden in einen Strudel von Rätseln gezogen hat ... Obwohl der Autor bewusst eine Distanz schafft, die uns zu Voyeuren macht, hat die Handlung uns fest im Griff ...

Maša Ogrizek, BUKLA

Romane wie dieser können ein Kritikerherz mit Angst erfüllen. Mit ihrer ontologischen Pluralität, ihrem Draufgängertum und ihrem erzählerischen Wagemut rufen sie Verwunderung und Erstaunen hervor. Ich glaube, eine gute Rezension kann ein Teil des rezensierten Werkes werden, die eine Art von Beziehung zu ihm erreicht, ähnlich derjenigen, die Flisars Buch zwischen Fiktion und Wirklichkeit anbietet. Diese Beziehung ist konstitutiv und sehr wichtig ... In Österreich, wo seine Theaterstücke regelmäßig aufgeführt werden, wurde Flisar ein „schwarzer Moralist“ genannt – eine präzise Definition. Er versucht uns etwas zu sagen, doch wie alle sehr guten Schriftsteller verbirgt er seine erzählerischen Tricks und moralischen Überzeugungen im Ärmel ...

Aljaž Kovač, SODOBNOST

Opazovalec / Der Beobachter

(Auszug)

Zum Laufen zog sie sich enganliegende kurze Hosen an, wodurch sie jede Menge Blicke von Passanten auf sich zog. Die beiden waren ein sehr ungewöhnliches Paar. Da sie ziemlich schnell liefen, war es schwer zu erraten, ob sie vor jemandem flohen oder jemanden verfolgten. Virgo navigierte sehr geschickt zwischen den Menschen auf dem Gehsteig, geradezu schlangenartig wand sie sich um sie herum, während Barton in der ersten halben Stunde in mindestens zehn unfreundliche Fußgänger hineinlief. Doch bald hatte auch er sich das nötige Geschick angeeignet und stellte erfreut fest, dass er mit ein wenig Mühe sogar im größten Gedränge einer Kollision ausweichen konnte. Wenn sie auf ein Don't-Walk!-Signal stießen, blieben sie nicht stehen, um auf das Walk! zu warten, sondern bogen auf dem Gehsteig nach links oder nach rechts ab und überquerten die Straße dort, wo es möglich war. So wurde ihr Weg nicht gerade, sondern zickzackförmig, doch das wäre er, sagte Virgo, in jedem Fall gewesen.

Der erste Lauf folgte nicht Quinns Observation von Stillman; Virgo hatte ihn irgendwie abgeändert, um Barton ein paar New Yorker Sehenswürdigkeiten zu zeigen und ihn mit dem Hauptstraßennetz bekannt zu machen. Nach der Fifth Avenue und einem Teil der Madison Avenue liefen sie zuerst zum Rockefeller Center, von dort durch die Sixth Avenue zur oberen Ecke des Bryant Parks, von dort durch die West 42nd Street zum Times Square, von dort über den Broadway (mit ein paar Umwegen durch Seitenstraßen) bis zum Battery Park am unteren Ende Manhattans. Zwischendrin ruhten sie sich ein paar Minuten auf einer Bank auf dem Union Square aus, sahen sich Ground Zero an beziehungsweise das, was vom World Trade Center übrig geblieben war, und machten dann wieder an einer Bank im Battery Park Halt, von wo aus sie draußen in der Bucht die Freiheitsstatue sehen konnten.

Jetzt war Simon Bebler alias Barton Fink schon so müde, dass ihm die Knie zitterten. Er bemühte sich,

sich das vor seiner Begleiterin, die so ausgeruht war, als sei sie gerade aus dem Bett gestiegen, nicht anmerken zu lassen. Das Einzige, was ihn wieder aufmunterte, war der Anblick ihrer Beine, die in den enganliegenden kurzen Hosen überaus reizvoll waren und seine Gedanken ständig auf die Filmszenen lenkten, die er in Vegas Schlafzimmer gesehen hatte.

Als sie vorschlug, auf einem etwas anderen Weg wieder zum Central Park zurückzukehren, traute er sich endlich zuzugeben, dass er nicht so viel Kondition hatte wie sie, die regelmäßig jeden Tag durch die Straßen lief, und gerne noch wenigstens ein halbe Stunde ausruhen würde. Vielleicht könnten sie mit dem Taxi zurückfahren, er würde zahlen. Sie entgegnete, er könne mit dem Taxi fahren, während sie diese acht Kilometer zurück zu Fuß erledigen würde, wie sie es gewohnt sei; sie lief jeden Tag durchschnittlich zwanzig Kilometer, heute würden es eben ein paar weniger. Wenn er sie jeden Tag begleiten würde, wäre auch er bald ausreichend abgehärtet, um einen Zwanzigkilometerlauf eher als Belohnung zu empfinden denn als Strafe.

„Vielleicht ist unser Problem, dass wir uns zu wenig kennen“, sagte Barton.

„Das geht alles zu schnell, Barton, wir haben keine Zeit mehr, um uns näher kennenzulernen, Freundschaft zu schließen, Gefühle, Loyalität und ähnliche Verpflichtungen einzubauen. Soll alles an der Oberfläche bleiben, das ist weniger anstrengend.“

„Wenn du wirklich so denkst, musst du einen Grund dafür haben.“

„Wie du einen dafür hast, dass du nach New York gekommen bist. Dass du bei Vincent Vega wohnst. Dass du dich vor einem Unbekannten in einem roten Anorak fürchtest. Und dafür, dass du mir so wenig, fast nichts, über deine Gründe erzählst. Kurz, einen Grund dafür, dass du mir nicht vertraust.“

„Darum geht es nicht ...“

„Einerseits reicht mir das ja.“

„Was würdest du in deinem Leben ändern, wenn dir jemand sagte, du wärst in einem Jahr tot?“

Kurze Stille. Dann sagt Virgo: „Nichts.“

„Nichts?“

„Wer kann mir denn garantieren, dass ich in einem Jahr noch lebe? Ich kann schon morgen sterben. Morgen, übermorgen, jederzeit. In einer Stunde, zwei, kann mich ein Auto überfahren. Mein Vater und mein Bruder sind am 11. September 2001 in einem der Twin Towers zur

Arbeit gegangen in der Überzeugung, dass sie am Abend wieder nach Hasue kommen würden. Sie kamen nicht.“

„Das tut mir leid“, sagt Simon. „Aber ... würdest du nicht wenigstens ein bisschen deine Lebensweise ändern, wenn du wüsstest, dass du in Wirklichkeit nur noch zwölf Monate zur Verfügung hast?“

„Und was würde ich dadurch erreichen?“

„Ich würde versuchen, in dieses Jahr so viele Erfahrungen wie möglich zu packen. So viel wie möglich zu erleben. Damit ich nicht mit dem Gefühl sterbe, bei irgendwas zu kurz gekommen zu sein. Ich würde in Pornofilmen mitspielen, eine Bank überfallen, auf die Freiheitsstaue klettern, ein paar guten Menschen würde ich gerne helfen, ein paar schlechte bestrafen.“

„Du würdest dich zum Leben zwingen? So würdest du dein letztes Jahr vergeuden. Überhaupt kannst du alles, was du aufgezählt hast, schon jetzt tun, ganz gleich, wie viele Jahre du noch vor dir hast.“

„Ich weiß. Aber wenn ich das jetzt tun würde, müsste ich mich wirklich dazu zwingen. Und dann wäre mein Leben wirklich unecht. Reine Erfindung, reine Lüge. Verstehst du das Paradox? So lange sich das Leben in eine Zukunft hinein erstreckt, die kein definierbares Ende hat, erscheint es uns nicht notwendig, es intensiv zu leben. Wir geben ihm uns lieber hin in der Hoffnung, dass es uns früher oder später von selbst alles bringen wird, was uns zusteht. Und wenn es das nicht tut, ist immer noch Zeit, all das auszuprobieren, wovon wir träumen, irgendwann in der Zukunft. Oder auch nicht. Denn in zwanzig, dreißig Jahren werden uns schon andere Dinge interessieren. Wenn es aber die Illusion der offenen Zeit nicht gibt, wird das Leben ein Kreuzworträtsel, das noch heute gelöst werden muss, nicht morgen; ein Schachspiel, bei dem die Züge schnell und zugleich überlegt ausgeführt werden müssen. Ein Spiel, in dem du hundert Spiele parallel spielen musst. Dann muss das Leben zur Kunst werden. Darf ich dich zu mir zum Abendessen einladen? Ich rufe Apex Catering an und lasse Essen für zwei liefern.“

Eine kurze Stille, dann sagt Virgo: „Ich esse am liebsten allein, schnell, heimlich. Ich habe keine Zeit für platte Rituale, für höfliche Geselligkeit. Aber ich muss sagen, das war ein ungewöhnlicher Assoziationssprung. In welcher Verbindung stehen das Leben als Kunst und ein Abendessen mit dir?“

„Wenn das Leben zur Kunst wird“, sagt Barton, „steht alles miteinander in Verbindung. Dann freunden sich sogar Gegensätze miteinander an, meinst du nicht? Vor

allem aber wird die Psyche zu einer Art Schaukel, die dich aus der Depression in ein Hochgefühl und wieder zurück wirft, aus der Diskretion in die Geschwätzigkeit, aus der festen Überzeugung, dass du den Großteil dessen, was du denkst und fühlst, für dich behalten musst, in den Wunsch, beinahe Zwang, irgendjemandem alles anzuvertrauen, das Gute wie das Böse. Und du offenbarst dich dem Ersten, der vorbeigelaufen kommt, wenn gerade niemand anders zur Hand ist.“

„Du kannst dich mir offenbaren.“

„Und was ist mit dir?“, fragt Barton nach einem kurzen Schweigen. „Würdest du mir alles über dich erzählen? Auch Dinge, die dich nicht im allerbesten Licht zeigen würden?“

„Frag.“

„Wir sind gerade Freunde geworden. Ich würde nicht wollen, dass du eine meiner Fragen mit Nein beantwortest, wenn die richtige Antwort Ja wäre. Oder umgekehrt. Das würde unser Verhältnis mit Misstrauen tränken. Ich möchte nicht, dass die Annäherung zwischen uns zum Stillstand kommt; ich möchte, dass sie zu etwas Schönerem fortschreitet, vielleicht zum Schönsten, was ich bisher erlebt habe.“

„Wie soll die Annäherung zwischen uns zu etwas Schönerem fortschreiten durch Ausweichen, Verstellung und Ängste? Überhaupt solltest du dir eines merken: Ich lehne intime Freundschaften ab. Es gibt Phasen im Leben, in denen man nicht hundertprozentig offenherzig sein kann. Für Lüge oder Wahrheit entscheidet man sich mit Hinblick darauf, ob es einem nützen wird. Einen schützen wird. Einen Vorteil sichern wird. Wir sind alle moralische Opportunisten.“

„Kurz, du bist bereit, mich auch ohne ein Schuldgefühl anzulügen?“

„Was ist denn daran so tragisch? Hätten wir überhaupt Kunst und Literatur, wenn die Wahrheit nicht tausend Schattierungen hätte? Wenn du mich fragst, wie viel zwei mal zwei ist, kann ich dich nicht anlügen. Wenn du mich fragst, was ich zum Frühstück gegessen habe, auch nicht. Von dem Punkt an aber hängt alles von der Frage ab und von dem Moment, in dem du sie mir stellst.“

„Meine Frage in diesem Moment ist: Hast du jemals einen Pornofilm gedreht?“

Virgo nimmt sich Bedenkzeit. Dann antwortet sie: „Nein. Das bedeutet nicht, dass mich niemals jemand beim Sex gefilmt hat. Aber einen Pornofilm habe ich nie gedreht.“

„Zweite Frage: Warst du gestern das erste Mal in Vincent Vegas Wohnung?“

„Habe ich mich nicht ausreichend bemüht, diesen Eindruck zu erwecken?“

„Du hast dich zu sehr bemüht.“

„Ist das denn wichtig, angesichts dessen, dass wir uns in den nächsten hundert Jahren gegenseitig umbringen werden und nur noch das Leben auf Erden übrig bleiben wird, das zu vernichten uns nicht gelungen ist?“

„Es ist wichtig für mich. Ich versinke im Treibsand kaum glaublicher Geheimnisse. Ich hatte gehofft, du

würdest mir die Hand reichen und mich wenigstens aufhalten, wenn nicht rausziehen. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass du auch noch ein Geheimnis wirst.“

„Barton, ich werde dir auf alle Arten helfen, die meine Position nicht verschlechtern. Ich werde sogar mit dir schlafen, wenn es dich glücklich macht. Aber nicht heute, nicht morgen, und auch übermorgen nicht. Irgendwann mal eben, wenn der richtige Zeitpunkt ist. Ich werde so nett zu dir sein wie möglich. Mehr kannst du nicht erwarten.“

Evald Flisar

An der Goldküste



AN DER GOLDKÜSTE (Originaltitel *Na zlati obali*, erschienen im November 2010) ist ein Roman über die Macht der Literatur, das Verhalten und die Gefühle ihrer Leser zu beeinflussen, in diesem Falle einer Gruppe europäischer Reisender in Afrika, deren Wege sich immer wieder auf unvorhersehbare Weise kreuzen. Ein Sohn auf der Suche nach seinem verlorenen

Vater, zwei Paare auf der Suche nach der Möglichkeit, gemeinsam zu verreisen, und ein Dritter – der die Ereignisse entscheidend beeinflusst und sie alle zusammenbringt – reisen auf den Spuren eines bekannten Reiseschriftstellers, der auf geheimnisvolle Weise verschwunden ist und nur seinen unvollendeten Reisebericht hinterlassen hat, durch Westafrika. Das Manuskript des unvollendeten Buches enthüllt, dass der Autor in Begleitung einer lasterhaften jungen Frau durch Afrika gereist ist, die ihn in ein Leben auf der dunklen Seite hineingezogen und ihn dazu gebracht hat, seine unerschütterlichen moralischen Grundsätze aufzugeben. Sein Sohn glaubt, dass er noch am Leben sein könnte und vielleicht bereit, sein altes Ich wieder anzunehmen und nach Hause zurückzukehren. Doch auf seiner turbulenten Reise erwarten ihn viele Überraschungen. Nichts in dieser anspruchsvoll verwickelten afrikanischen Geschichte entpuppt sich als das, was es zu sein scheint. Geheimnisse und Mysterien, real und eingebildet, allen voran die Quelle unseres verzweifelten Drangs, die Kontrolle über das Leben zu übernehmen, anstatt dessen Spielball zu bleiben, werden erst ganz am Ende aufgelöst, wenn sich scheinbare Fragmente im Rückblick zu einem unerwarteten Ganzen zusammenfügen.

„Mein Lieblingsthema ist die psychische Gewalt, die wir uns aufgrund unserer Ängste, Ambitionen und fixen Ideen gegenseitig antun. Deshalb interessiert mich zuallererst das Individuum in seiner oder ihrer persönlichen Wahrheit, seiner oder ihrer Geschichte und wie sie sich, durch Beziehungen zu anderen, entwickelt oder auf Grund läuft. Erst dann wendet sich mein Interesse dem weiteren gesellschaftlichen Bild zu und allgemeinen menschlichen Konflikten und Missverständnissen. Ich liebe und hasse meine fiktionalen Charaktere gleichermaßen; sie tragen das Beste und das Schlechteste von mir in sich, und das Beste und das Schlechteste der meisten Menschen, die ich kenne. Die meisten meiner Figuren, fest im Griff unverwirklichter Jugendfantasien, sind unzufrieden mit den Dingen, wie sie sind. Sie neigen dazu, von der Realität auf die Bequemlichkeit erfundener, alternativer Welten umzuschalten, in denen sie das sein können, was sie sein wollen. Ein anderes Charakteristikum ist ihre Paranoia, ihre Angst, von jemandem oder von etwas verfolgt zu werden, das ihre intimsten Geheimnisse, ihre Schwächen, enthüllen und öffentlich machen und dem Gespött der Welt aussetzen könnte. Aus diesem Grund fliehen sie andauernd von einer Rolle in die nächste im ständigen Versuch, nicht das zu sein, was sie zu sein fürchten. Das Rollenspiel liegt ihnen im Blut. Dieses Buch einen Roman über Afrika zu nennen, wäre verfehlt. Es ist ein Roman über eine Gruppe europäischer Reisender in Afrika, im Afrika eines bestimmten Zeitraums, in Afrika, wie sie es sehen und (miss)verstehen ...“

Die Worte des Autors bei der Pressekonferenz zum Erscheinen des Buches, veröffentlicht bei Mladinska knjiga, dem größten slowenischen Verlag, im November 2010

Na zlati obali / An der Goldküste

(Auszug)

Als sie gegangen waren, bestellte Peter noch einen Whisky und versuchte, die Sache nüchtern zu betrachten. Irgendwie war alles zu schnell gegangen. Seit dem Augenblick, in dem sie sich an der Haltestelle begegnet waren, waren knapp vier Stunden vergangen. Trotzdem kam es ihm vor, als hätten sie vier Tage zusammen verbracht, denn Irena hatte mit ihrer Präsenz die öde Leere des Ortes ausgefüllt und die noch größere Leere ihres Weges durch Afrika, mit etwas, was unausgesprochen geblieben war, aber zugleich angefüllt mit der Ahnung von etwas Dunklem. Es schüttelte ihn geradezu, als er dachte, dass sie rein gar nichts über sie wussten.

Er zahlte und nahm den Rucksack, den Irena neben dem Stuhl hatte stehen lassen; es erschien ihm nicht sicher, ihn dort zu lassen. Er schwang ihn sich auf den Rücken und machte sich schweren Schrittes und seltsam unruhig auf den Weg in den zweiten Stock.

Durch die angelehnte Tür des Badezimmers drangen die Geräusche von fließendem Wasser und ein Plätschern. Silvija machte das breite Bett, zog das Laken glatt, steckte es unter der Matratze fest. „Aha“, sagte sie, „du hast an den Rucksack gedacht, schön.“ Es folgte ein gedämpftes Gespräch, das sie kaum unterhalb der Ebene hielten, auf der man es als Streit hätte bezeichnen müssen. „Wir wissen rein gar nichts über sie“, wiederholte Peter, „rein gar nichts. Sie soll duschen und gehen.“

„Hör zu“, sagte Silvija. „Sie ist müde. Unglücklich. Etwas ist über sie hereingebrochen. Etwas Schlimmes. Aber ich denke nicht daran, in sie zu dringen, und du wirst das auch nicht tun. Offensichtlich würde sie am liebsten etwas vergessen. Sie soll hier schlafen, das Bett ist breit genug für drei, du wirst sie doch wohl nicht auf die Straße jagen wollen.“

„Es geht gar nicht darum, sie auf die Straße zu jagen“, sagte Peter. „Auf der Straße war sie nach eigener Aussage, bevor wir ihr durch Zufall begegnet sind. Hätte ich sie nicht begrüßt, hätte sie uns überhaupt nicht

gesehen und wäre noch immer dort, wo sie war. Und wo sie auch sein wird, wenn sie sich anzieht und unser Zimmer verlässt, damit wir schlafen gehen können. Wir sind müde.“

„Natürlich sind wir das“, gab Silvija zu, „aber sie ist hundertmal müder.“ Hatte Afrika wirklich einen vollkommenen Paranoiker aus ihm gemacht? Was konnte ihnen denn passieren, wenn sie zuließen, dass sie bei ihnen schlief? Wenn sie das nicht wollte, konnten sie ihr immer noch ein Zimmer mieten, an denen es im Hotel bestimmt nicht mangelte, und sie konnte allein schlafen, aber auf die Straße würden sie sie nicht schicken.

Der Wortwechsel wurde von Irena unterbrochen, die aus dem Badezimmer kam. Ihre gewaschenen Haare leuchteten glatt. Um die Hüften und die Brust hatte sie Peters Handtuch gewickelt. Offenbar hatte sie im Bad nach dem ersten gegriffen, das ihr in die Finger gekommen war. „Was für eine Erleichterung“, seufzte sie. „Als sei ich in ein neues Leben hineingeboren worden.“

Als ihr Blick auf ihren Rucksack fiel, wurde sie von einer neuen Welle der Freude ergriffen. Peter suchte darin vergeblich nach einem Anzeichen von Unaufrichtigkeit; sie war ehrlich, beinahe kindlich in ihrer Unschuld. Sie öffnete den Reißverschluss am Rucksack und kramte in dessen Inneren. „Ich habe nichts anzuziehen“, jammerte sie, „alles ist schmutzig.“

Peter ging ins Bad und unter die Dusche. Unter dem Wasserstrahl, der noch heißer war als die Tageshitze, dachte er darüber nach, ob das, was er fühlte, Wut oder Beunruhigung war. In ihre Reise, die langsam an Energie verlor, und in ihr Leben, dem die Öde Afrikas seltsam brennende Wunden zuzufügen begonnen hatte, hatte sich eine dritte Person eingemischt, die etwas Neues und zugleich Bekanntes, aber Vermisstes mit sich brachte.

Kaum hatte er das Wasser abgedreht und nach Silvijas Handtuch gegriffen, war er von Dunkelheit umschlossen. Der Strom war ausgefallen. Er trocknete sich ab, knotete sich das Handtuch um die Hüften und tappte aus dem Bad zurück ins Zimmer. Die Dunkelheit war so schwarz, dass er sich überhaupt nicht zurecht fand; zuerst lief er gegen die Tür zum Flur, und erst von dort aus gelang es ihm, an der Wand entlang zu dem Tischchen zu gelangen, von dem er wusste, dass es dem Bett gegenüberstand. Draußen blitzte es und in der Sekunde flackernder Helligkeit sah er, dass Irena

und Silvija schon schliefen: Silvija auf der linken Seite des Bettes, Irena in der Mitte, die rechte Seite war für ihn reserviert.

Er wartete auf den nächsten Blitz, um nirgendwo anzustoßen, und legte sich vorsichtig, um die beiden nicht zu wecken, auf die Seite des Bettes, die sie ihm zugeteilt hatten. Nach Absprache? Aber beide schliefen; welcher Unsinn ging ihm durch den Kopf? Er versuchte, auch selbst so schnell wie möglich einzuschlafen.

Bald darauf gab die Klimaanlage den Geist auf. Das Zimmer war von einer solchen Stille erfüllt, dass man den Atem hörte. Zum Flackern der Blitze gesellte sich Donner, und mit aller Macht brauste ein Gewitter heran. Der Wind kam in Stößen durch die Fensterritzen, und weil er kühl war, ging Peter das Fenster öffnen. Er sah, dass über der Ebene bis zum Horizont flackernde Blitze tanzten. Die ersten Tropfen schlugen auf das Blechdach, als fielen tote Tauben vom Himmel. Dieses Geräusch steigerte sich zu einem zischenden Rauschen. Der Donner hämmerte durch die Stadt wie ein Betrunkener mit riesigen Blechpantoffeln.

In einem Augenblick der Stille hörte Peter Irenas Stimme: „Ich habe solche Angst. Könnt ihr mich in den Arm nehmen?“

Im Licht des Blitzes sah er, dass sie auf dem Rücken lag, auf die Ellbogen gestützt, und entsetzt aus dem Fenster starrte. Er sah auch, dass sie das Handtuch, in das sie sich gewickelt hatte, entfernt hatte und nackt von Kopf bis Fuß zwischen ihm und Silvija lag. Silvija schlief bei dem heftigen Gedonner bestimmt nicht, aber sie stellte sich schlafend und sagte nichts. Peter auch nicht.

Aber Irena wiederholte schon nach dem nächsten Donner: „Ich habe solche Angst. Bitte, bitte, umarmt mich.“

Sie begann zu schluchzen. Das Weinen war echt, es war halb unterdrückt, herzergreifend. Silvija erlag als Erste der unermesslichen Traurigkeit, die aus ihrem atmelosen Schluchzen herüberwehte. Sie legte ihr den Arm um die Taille und zog sie an sich. „Es wird doch alles gut“, sagte sie tröstend wie eine Mutter zu ihrem Kind. Irena drehte sich zu ihr und drückte sie mit dem rechten Arm an sich.

„Beide“, sagte sie. „Umarmt mich beide.“

Es herrschte Stille, in der ein langer, flackernder Blitz die zwei umschlungen daliegenden Frauen beleuchtete und den Mann, der neben ihnen lag und nicht wusste, was er tun sollte. Wäre die Frau in der Mitte nicht

nackt gewesen und wäre ihm diese Nacktheit nicht eher berechnend als zufällig erschienen, hätte er wahrscheinlich nicht so sehr gezögert.. Aber die Situation war vollkommen neu für ihn, er verlor den Boden unter den Füßen.

„Warum bist du so kühl?“, hörte er Silvijas Stimme aus dem Dunkel. „Warum bist du so –“, sie suchte eine Weile nach dem richtigen Wort, „unfreigebig?“

Gut, dachte Peter. Wenn seine Frau unter Freigebigkeit die Bereitschaft verstand, die nackte Frau zu umarmen, die sich zwischen sie gelegt hatte, würde er das tun, und sie sollte die Verantwortung für alles übernehmen, was folgen mochte. Er drehte sich um und umarmte Irena zuerst um die Taille, doch dort traf er auf den Arm seiner Frau, also bewegte er seinen etwas tiefer, auf Irenas Hüfte.

Er spürte, wie sie ihre Taille wölbte und das Hinterteil zurückschob, gerade so weit, dass sie sich an ihn drückte. Er nahm seinen Arm weg und verlegte ihn etwas weiter nach oben, um sie um die Schultern zu umarmen. Aber gerade in dem Moment, bevor er seine Bewegung zu Ende gebracht hatte, hob sie ihren rechten Arm, sodass seiner auf ihren Brüsten zu liegen kam. Bevor er ihr ausweichen konnte, hatte sie ihren rechten Arm auf seinen gelegt und drückte ihn so an sich, dass seine Handfläche auf ihrer Brust lag.

„Jetzt ist alles gut“, sagte sie. „Jetzt kann es hundert Jahre blitzen und donnern.“

Ihre Brüste waren nicht groß, aber ihre Brustwarzen: Aufgerichtet und voll schrien sie nach zarter oder grober Berührung, nach Streicheln und Erregung, nach Beifall für die Herausforderung, mit der sie auf die Berührung fremder Haut reagierten. Draußen verblassten die Blitze und wurden seltener, der Donner entfernte sich in Richtung Horizont, der Regen mäßigte sich zu einem monotonen Rauschen. Peter spürte Irenas Finger auf seinen und seine auf ihrer Brust, und mit dem Ellbogen Silvijas Arm, der um Irenas Taille lag und auf der anderen Seite, zwei Handbreit über der Stelle, an der sich Irenas Hüften in die geschmeidige Biegung von Peters wölbten, die Haut an seinem Bauch berührte, auch bereits nackt. Auch bei ihm hatte sich das Handtuch gelöst und ihn Haut an Haut mit der Unbekannten gelassen, die seine Frau an sich drückte, als wolle sie sie beschützen.

„Ihr seid so gut zu mir“, sagte Irena im Dunkeln. „Ich will mich revanchieren. Ich gehöre euch, wenn ihr mich wollt.“

Stille. Der Donner grummelte irgendwo am Horizont, aber die Blitze waren schon zu weit entfernt, um das Bett zu beleuchten, auf dem sie lagen, in Erwartung einer Lösung, verwundert über den unglaublichen Unterschied zwischen Morgen und Abend, über die Geschwindigkeit, mit der sich die Welt auf den Kopf stellen kann, über den Abgrund zwischen dem Wunsch und den Bedenken, die Peters Herz umklammerten wie ein zangenbewehrter Krebs und ihn mit Ermahnungen zwickten, dass so etwas nicht die Frucht einer impulsiven Reaktion sein dürfe, sondern einer Überlegung, die mindestens ein, zwei Monate braucht. Und vor allem eines Gesprächs, bei dem er nicht nur seine Wünsche klärte, sondern auch die möglichen Folgen.

„Ihr beide gefällt mir sehr“, sagte Irena. Auf dem Rücken seiner Hand, die zwischen Daumen und Mittelfinger die Rauheit einer geschwollenen Brustwarze spürte, nahm Peter den Druck ihrer Finger wahr.

Er dachte an Silvijas lesbische Vergangenheit und wartete ab, was sie tun würde.

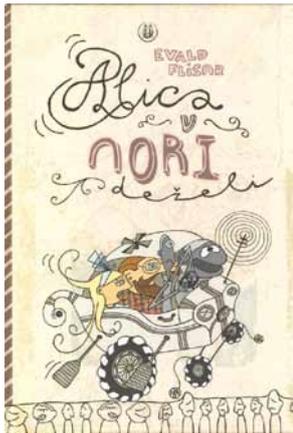
Nach längerem Schweigen sagte Silvija: „Ein schöneres Geschenk könnte ich mir nicht vorstellen. Aber du gehörst uns schon jetzt. Würden wir dich noch mehr wollen, würdest du dich vielleicht verlieren, was auch dich nicht glücklich machen würde. Wir könnten auch einander verlieren, was dich sogar noch weniger glücklich machen würde. Oder irre ich mich?“

Es vergingen mindestens zwanzig Minuten, bevor Irena kaum hörbar antwortete: „Nein, du irrst dich nicht.“ Bald darauf schlief sie in ihren Armen ein. Das Unwetter erlosch ähnlich wie die Klimaanlage: ein letzter Donner irgendwo in der Ferne, ein letzter Blitz, ein letzter Windstoß, ein letzter Regenstrahl.

Stille. Die stickige Hitze kehrte langsam ins Zimmer zurück. In weniger als einer halben Stunde waren alle drei schweißgebadet. Das war ein zusätzlicher Grund, die Dreipersonenumarmung zu lösen und sich voneinander wegzubewegen in der Hoffnung, trotz allem noch etwas Schlaf zu bekommen, bevor die Sonne durchs Fenster scheinen würde.

Evald Flisar

Alice im Irrenland



ALICE IM IRRENLAND (Originaltitel *Alica v nori deželi*), nominiert für den *Večernica*, die höchste nationale Auszeichnung für Jugendliteratur, 2010, ist ein außerordentlich witziges Buch, das jungen und erwachsenen Lesern gleichermaßen Vergnügen bereitet. Es verfolgt die Abenteuer von Alice (ja, die aus „Alice im Wunderland“), die jetzt zwölf ist (Inhaberin

dreier M.A.-Abschlüsse) und ihres Onkels Springer, eines berühmten Wirtschaftsberaters und Retters kollabierender Staaten. Auf dem Weg nach Trinidad und Tobago stranden sie auf einer großen Insel namens Poterunien. Dieses Land ist natürlich eine Alptraumversion der Endphase unserer eigenen Zivilisation: Da sie alle natürlichen Ressourcen außer einer lehmartigen Substanz namens Poti erschöpft haben, bleibt den Poteruniern nichts anderes übrig, als damit ihre Wirtschaft anzutreiben und aufrechtzuerhalten. Also ist alles aus Poti gemacht, sogar Autos (Potiyota Mark 2), Möbel, Bäume etc. Unglücklicherweise benötigen sie, weil sie die letzten Schichten Poti unter ihrer Hauptstadt Pottington herausgraben müssen, eine steigende Anzahl an Stützpfeilern, um den Einsturz der Stadt zu verhindern, sodass sie die meisten ihrer Produkte nur Tage nach dem Kauf schon wieder zerstören müssen (wofür sie Preise bekommen). Um genügend Material zusammenzubekommen, veranstalten sie Nationale Zerstörungstage. Professor Springer wird engagiert, um eine Lösung für ihre Notlage zu finden, aber ihm fällt es schwer, einen Ausgleich zwischen den (Eigen-)Interessen der führenden Poterunier zu finden, und das unrühmliche Ende dieser albernen Gesellschaft (die so sehr an unsere eigene erinnert) scheint unvermeidlich. (120 Seiten)

Erinnern Sie sich an Alice im Wunderland? Evald Flisar hat beschlossen, uns zu erzählen, was ihr mit zwölf passiert ist, und weil er das mit „kindlichem Enthusiasmus“ getan hat, ist das Buch sehr witzig. Alice ist jetzt zwölf, hat zwei M.A.-Abschlüsse und erforscht die menschliche Dummheit ... Nicht nur junge, sondern auch erwachsene Leser werden beeindruckt sein von der originellen Fantasie des Autors, und beide bekommen die Chance, im bedauernswerten Zustand unserer heutigen Gesellschaft nach Parallelen zu suchen ...

F. Žumer, OTROK IN DRUŽINA

In Flisars *Alice* ist eine Anspielung auf den Kollaps der westlichen Zivilisation für jedermann klar zu erkennen. Der Träger positiver Werte ist ein zwölfjähriges Mädchen, und man könnte sich fragen, warum der Autor sich für ein Mädchen statt für einen Jungen entschieden hat. Vielleicht wegen des Prinzips der Kooperation im Gegensatz zu dem des Wettbewerbs? Das Mädchen bringt Fortschritt, Ordnung und sinnvolle Lösungen. Die Literatur für die Jüngeren braucht mehr Hoffnung, denn das Kind ist ein Symbol für Neuanfang, Veränderung, Unbestechlichkeit. Was Flisars Buch über die aktuelle literarische Produktion für Jugendliche hinaushebt, ist nicht nur eine klare Warnung, dass ungezügelt Chaos, Dystopie und Konsumdenken zu einem unheilvollen Ende unserer Zivilisation führen, sondern auch die Tatsache, dass es dem Autor gelingt, diese Botschaft ohne Predigt und Moralisieren zu vermitteln ...

Milena Mileva Blažič, SODOBNOST

Ist es das, was der Autor uns zu sagen versucht? Dass die Welt, die er in seinem Buch beschreibt, eigentlich die Welt ist, in der wir leben? Nun, ich habe eine Botschaft an ihn. Es ist unverantwortlich, die Aufmerksamkeit auf den falschen Weg zu lenken, auf dem sich die Menschheit wiedergefunden hat, indem man Bücher darüber schreibt, ganz gleich, wie witzig sie sein mögen. Jungen Leuten, erst recht Kindern, Angst einzujagen mit Warnungen, dass der Boden, auf dem wir stehen, jede Minute dünner wird, ist, meiner Meinung nach, bedauerlich. Hat der Autor vergessen, dass er selber einmal jung war? Wie hätte *er* sich gefühlt, wenn die Lehrer ihn mit Andeutungen überhäuft hätten, dass die Welt nicht so perfekt ist, wie er glauben gemacht wurde? Kindern sollten bis mindestens zum Alter von fünfundzwanzig harte Wahrheiten erspart bleiben. Dann sollten sie selbst entscheiden.

Peter Poterunkovič, VORWORT

Alica v nori deželi / Alice im Irrenland

(Auszug)

Er klatschte in die Hände und wie auf Befehl kamen von nebenan nacheinander ein lächerliches Männchen mit nach oben ragendem Schnurrbart, eine kräftige Frau mit reichlich Muskeln und starrem Blick und noch ein lächerliches Männchen, dem ersten sehr ähnlich, aber mit hängendem Schnurrbart.

„Herr Potpot“, stellte Pots das Männchen mit dem nach oben ragenden Schnurrbart vor. „Erfinder des Impfstoffs gegen Poti-Fieber. Hauptportier in unserem luxuriösesten Hotel Poterunien, wo es außer Betten sogar auch Bettwäsche gibt. Vorsitzender des Verbandsausschusses bei den vereinigten Medien. Leiter des Koordinierungsausschusses der Vereinigung der Meisterzerstörer. Der Tisch ist Ihrer, Herr Potpot.“

Das Männchen mit dem nach oben ragenden Schnurrbart, das dem Professor nach jedem Satz die Hand geschüttelt hatte, schüttelte schließlich auch Alice die Hand. Dann hob er den Tisch an, trug ihn in eine Ecke des Zimmers, warf ihn auf den Boden und zerschlug ihn. Zufrieden drehte er sich um und stellte sich wieder in die Reihe.

„Frau Poterola“, fuhr Pots mit der Vorstellung fort. Die riesige Frau mit dem starren Blick trat wortlos vor ihn hin. „Siegerin des letzten Wettbewerbs im Blockzerstören. Aushilfssprecherin beim poterunischen Radio. Zahnärztin mit eigener Praxis. Chirurgische Spezialistin für die Entfernung potifriniertes Gallenblasen. Qualitätskontrolleurin für Stützpfiler. Nehmen Sie zwei Stühle, Frau Poterola.“

Die Frau nahm mit ihren kleinen Fingern zwei Poti-Stühle, trug sie in die Ecke und schmetterte sie mit solcher Kraft gegen die Wand, dass die Poti-Stückchen bis zu Professor Springer flogen, an ihm abprallten und vor ihm auf dem Boden landeten. Die Frau, der man schon auf den ersten Blick ansah, dass sie die Siegerin im Blockzerstören war, ging mit unverändertem Gesichtsausdruck zurück und stellte sich in die Reihe.

„Herr Poterunko“, stellte Poter Pots das Männchen mit dem hängenden Schnurrbart vor, das vortrat und so heftig mit dem Kopf wackelte, dass sein Schnurrbart flatterte. „Herr Poterunko ist Minister für die Messung des Material- und Populationsdrucks auf die Erdkruste. Leiter der Abteilung für die Zuteilung von Poti-Handelslizenzen. Aushilfssachmann für die Mumifikation von Leichen zu Stützpfilern. Der letzte Stuhl ist Ihrer, Herr Poterunko.“

Herr Poterunko war unzufrieden, weil nur ein Stuhl für ihn übrig geblieben war, während seine Vorgängerin zwei bekommen hatte und sein Kollege mit dem nach oben ragenden Schnurrbart sogar einen ganzen Tisch. Er bemühte sich zwar, sich nicht anmerken zu lassen, welches Unrecht ihm da geschah und welche Vorwürfe sich wegen dieser mehr als offensichtlichen Diskriminierung in ihm anhäuften, aber Alice war nicht entgangen, dass seine Brust vor unterdrückter Wut spannte. Er schnappte sich den Stuhl, trug ihn in die Ecke, stellte ihn auf den Boden, kletterte hinauf und begann wie verrückt darauf herumzuspringen. Anfangs sah es aus, als würde der Stuhl sein ziemlich geringes Gewicht aushalten, doch schließlich gab er nach und brach zusammen; so plötzlich, dass Herr Poterunko zwischen den Bruchstücken auf dem Boden auf seinem Hintern liegen blieb. Er rappelte sich auf und sprang noch eine Zeitlang hasserfüllt auf den Stücken herum, bevor er zurückkam und sich in die Reihe stellte.

„Fahren wir fort“, sagte Pots und winkte das Männchen mit dem nach oben ragenden Schnurrbart erneut nach vorne. „Das ist Herr Potpot, Hauptdirektor des Gaststättenunternehmens Fisch. Designer des neuen Potiyota-Modells. Designer des vorhergehenden Potiyota-Modells. Erfinder eines Gewebes, das vollständig aus Poti-Derivaten besteht. Oberstaatsanwalt.“

Und dann weiter: „Frau Poterola, staatliche Steuer-schuldeintreiberin. Oberste Beraterin der poterunischen Nationalbank. Fachfrau für das Verprügeln unartiger Kinder.“

Und dann weiter: „Herr Poterunko, Richter am Obersten Poti-Gerichtshof. Astrologe mit erfolgreicher eigener Praxis. Wartungsfachmann für das Stützpfiler-system. Anwalt mit eigener Praxis, spezialisiert auf Zivilklagen in Verbindung mit Zornausbrüchen, die schwere Körperverletzung zur Folge haben. Analytiker von Produktionsrichtungen, die den Zeitpunkt unseres Endes vorhersagen. Komponist des Marsches *Good-bye Poterunien*.“

Währenddessen war Potsy-Wotsy aus dem Nebenzimmer zurückgekehrt und hatte auf einem Tablett ein Poti-Kännchen äußerst übel riechenden Schnapses gebracht, dazu zwanzig Poti-Gläschen.

„Bravo, Potsy“, lobte Pots, „du bist gerade rechtzeitig gekommen. Und jetzt unser übliches Ritual!“

Das Ritual lief folgendermaßen ab, und Alice gab sich richtig Mühe, es sich zu merken, da sie inzwischen schon festgestellt hatte, dass man als Forscherin keine geeignete Gelegenheit auslassen durfte, Gesellschaftsrituale unbekannter und unwahrscheinlicher Zivilisationen zu untersuchen; das Material konnte sie vielleicht für ihren Dokortitel verwenden, den sie unbedingt noch vor ihrem fünfzehnten Geburtstag erlangen wollte.

Das Ritual also lief folgendermaßen ab: Potsy-Wotsy goss den Schnaps in drei Poti-Gläschen, die sich Pottot, Poterola und Poterunko griffen, in einem Zug leerten und sie dann alle zugleich an die nächstgelegene Wand warfen. Dann stritten sie eine Weile darüber, wer seines am wirkungsvollsten geworfen hatte, also so, dass es in die größtmögliche Anzahl Splitter zersprungen war. Als klar wurde, dass sie sich nicht einigen würden, goss Potsy-Wotsy noch drei Gläser voll, die sie wieder nahmen und mit noch größerer Begeisterung, fast schon im Wettbewerbsfieber austranken, die leeren Gläser warfen sie wieder mit wahren Zorn an die Wand, und das so, dass sie den größtmöglichen Schwung bekamen, den der Raum zuließ. Diesmal war ihr Streit darüber, wer die größte Anerkennung verdiente, noch heftiger und grenzte schon an lautes Schreien; beim dritten Versuch, dachte Alice, werden sie sich wahrscheinlich gegenseitig in die Haare und Schnurrbärte geraten. Und dann würde es womöglich eine Schlägerei geben, über die sich Alice freuen würde, obwohl sie wusste, dass sie nicht lang dauern würde, da Frau Poterola die beiden schnurrbärtigen Männchen in wenigen Sekunden erledigt hätte.

Potsy-Wotsy goss erneut, schon zum dritten Mal, Schnaps in drei Poti-Gläser, die drei Mitglieder der poterunischen Oberschicht leerten sie in einem Zug und schleuderten sie diesmal zur Abwechslung mit einem kräftigen Schwung gegen die Decke, wo die Gläser zerbrachen und in tausenden von Stückchen auf die Köpfe der flammenden Poti-Zerstörer regneten.

„Ich!“, schrie das Männchen mit dem nach oben ragenden Schnurrbart begeistert auf und schlug sich mit

den Fäusten auf die Brust, „Ich!“ schrie das Männchen mit dem hängenden Schnurrbart und hüpfte aufgeregt herum, „Ich!“, quakte Frau Poterola wie ein heiserer Frosch und hob stolz den Kopf hoch über beide Männchen. Nur noch elf Gläser, dachte Alice; wie wird das am Ende ausgehen? Entweder ist ein Glas zu wenig oder zwei zu viel.

Aber die Wettkämpfer machten nicht weiter, da Frau Poterola, sicher zumindest teilweise unter Einfluss des getrunkenen Schnapses, die beiden Männchen in den Boden stampfte, zuerst auf den einen und dann auf den anderen sprang und dann auf beiden herumhüpfte, schwer wie sie war, bis sie sie beinahe so platt gemacht hatte wie zwei Pfannkuchen.

„Hui“, rief Alice und sah Onkel Springer an, „das ist bei uns nicht Sitte, da sollte jemand einschreiten!“

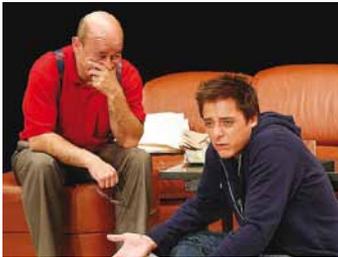
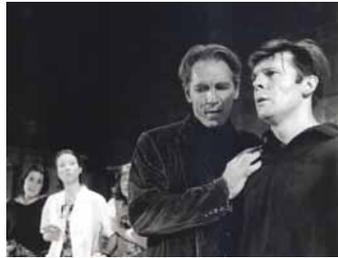
Doch der Onkel, der sich offenbar den poterunischen Gepflogenheiten angepasst hatte, zuckte mit den Schultern, um zu sagen, hier müsse man alles hinnehmen, als sei es normal. Aber offenbar war es sogar in Poterunien möglich, die Grenzen der Normalität zu überschreiten, denn Poter Pots, der das Geschehen die ganze Zeit mit einer Mischung von verschiedenen Arten stiller Zufriedenheit beobachtet hatte, bedeutete Potsy-Wotsy, einzugreifen. Potsy-Wotsy warf das Tablett mit den restlichen Gläsern und dem Krug mit dem restlichen Schnaps Richtung Fenster. Die Scheibe zersprang mit einem klingelnden, eigentlich eher einem quirlenden Geräusch und fiel, zusammen mit dem Tablett, den Gläsern und dem Krug, auf den Gehsteig unter dem Fenster. Gleich darauf warf Potsy-Wotsy noch die drei Schläger hinterher. Frau Poterola war so schwer, dass er sie zum Fenster schleifen und unter nicht geringem Schnaufen über das Fensterbrett hieven musste. Die beiden Männchen warf er einfach so von der Zimmermitte aus auf den Gehsteig, sie waren ja nicht schwerer als zwei mittelgroße Kopfkissen. Doch als sie auf dem Gehsteig aufkamen, erinnerte das Geräusch trotzdem nicht an Kopfkissen, während Frau Poterola beim Fallen direkt ein kleines Erdbeben auslöste.

„So“, Poter Pots rieb sich die Hände. „Nun haben Sie also meine engsten Verbündeten kennengelernt. Eine nette Gesellschaft, finden Sie nicht? Und wir konnten sogar noch das Poti-Fenster kaputt machen! Dafür gibt es Sonderpreise. Wie fühlen Sie sich?“

„Ausgezeichnet“, sagte Professor Springer.

„Ich auch“, log Alice.

Evald Flisar - ausgewählte Theaterproduktionen



Evald Flisar - eine Auswahl von Buchumschlägen

